

Donnerstag, 20. Juli, 2011

Sein ganzes Leben lang bekam er Schweißausbrüche, Panikattacken allein nur bei der Vorstellung man würde durch seinen Penis einen Katheter einführen. Eine Horrorvorstellung, irgendwie hatte er den sicheren Eindruck, dass genau das nun alles auf ihn zukommt. Krebsvorsorge, rektale Untersuchung mit dem Finger, der Arzt, Marke: netter älterer Herr, schiebt ihm seinen Kondomgeschützten Zeigefinger in den Hintern, dazu musste er sich geradezu hingebungsvoll auf die Seite mit dem Rücken zum Arzt auf die Liege legen, das Knie des oben liegenden Beines angezogen, um den Zugang zu erleichtern. So lag er da, schaute auf die nackte Wand, harrete auf das unvermeidlich kommende und versuchte sich zu entspannen, locker lassen. Der Finger bohrt sich rein und da war es wieder, alles in ihm wehrte sich, der Schließmuskel versuchte sich als Kneifzange. Er dachte daran, dass die Prostata sich auf diesem Wege auch sexuell stimulieren lässt, davon hatte er gehört, half aber auch nicht. Die Liebesbeziehung zu einem Mann, lange her, schoss ihm durch den Kopf, der konnte sehr gut küssen, trotz Bart, auch der war schon an dieser Kneifzange gescheitert. Oh je, was für Gedanken, hier unter diesem Urologenposter, Querschnitt durch den Unterleib des Mannes, Harnblase, Harnleiter, Prostata, alles farblich einleuchtend illustriert, der Penis hing angenehm ausgeruht und entspannt im Bogen leicht herab.

Er war damals Anfang zwanzig. Um es für den Leser zeitlich einzunorden, damals gab es noch den § 175, war gleichgeschlechtliche Liebe strafbar, wurden Homosexuelle eingesperrt und seine Zimmerwirtin in der Universitätsstadt verbot jeglichen Damenbesuch nach 19.00 Uhr um sich nicht der Kuppelei strafbar zu machen, das sorgte für tagsüber zugezogene Vorhänge und einem genauen Ausspionieren, wann und wie lange die Vermieterin außer Haus war, denn das, was für sie nur nachts in völliger Dunkelheit möglich war, ging natürlich auch tagsüber.

Sein Liebhaber hat ihm später immer erzählt, er sei aus freien Stücken zu ihm ins Bett gekommen, selbst für ihn überraschend. Er war jung, noch immer von knabenhafter Gestalt und, auf diesem Gebiet, in vollkommener Unschuld. Kann so

gewesen sein. Der Mann war älter, er hätte beinahe sein Sohn sein können, Assistenzarzt. Es hatte ihn stimuliert, erregt, dass er Einfluss hatte auf diesen Mann, der sich aus der Welt des gefürchteten Vaters heraus, gerade ihm zuwandte. Dieser Mann gehörte zum Establishment, zum anständigen Bürgertum, Hüter von Sitte und Anstand, verheiratet, kleine Kinder. Er hatte ihn aus dieser Fassadenwelt entführt. Das erzieherische Leitbild: „Mehr Sein, als Schein!“ wurde mit jeder Handbewegung lustvoll zerfetzt, bis die Wahrheit sichtbar wurde, das anders Sein als Schein! Er hatte Gewalt über diesen Mann, er war ihm zu willen. Geliebt werden, angenommen werden, Zuwendung empfangen, dass war dieser große, schier unstillbare Hunger seiner Jugend gewesen. Endlich getröstet werden, jemand, aus welchen Gründen auch immer, der ihm zuhörte, ihn zu verstehen schien. Er wurde liebevoll in den Arm genommen und hat sich mit ebensolcher, dankbarer, unschuldig, mädchenhafter Zärtlichkeit bedankt, erspürt was dieser Körper von ihm wollte. Es war dieser köstliche Schwebezustand der Sinne in der Phase des Entdeckens. Zeiten erotischer Libertinage: Make love not war, Woodstock 1969. Überall in der westlichen Welt, stürmte die Antivietnamkriegsbewegung gegen bürgerliche Moral und Wertvorstellungen an, schleifte sie geradezu. Das Bürgertum, das verhasste Establishment schaute verschreckt, eingeschüchtert auf ein Sodom und Gomorrha, mit schlechtem Gewissen. Es war nicht von der Hand zu weisen, dass es Schuld trug an diesem moralischen Desaster. Die Bourgeoisie brauchte ordentlich Zeit sich aus dieser Schockstarre zu lösen, wieder zu Kräften zu kommen, alles wieder in geordnete Bahnen zu lenken. Da hatte der kalte Krieg eine domestizierende Wirkung, zähmte die Umstürzler, die die Systemfrage gestellt hatten: Geht doch rüber in euren Arbeiter und Bauerstaat! Hoppla, dahin wollten nun wirklich die wenigsten. Kuba, Südamerika, ging ja noch, da schien die Sonne, Folklore, Revolutionsromantik. Die sexuelle Revolution, Antibabypille, Kinderläden, Reformpädagogik, da konnte man sich austoben ohne Schaden zu verursachen, ohne diese lästige Systemfrage wirklich ernsthaft anzugehen, würde doch nur Unannehmlichkeiten mit sich bringen würde. Es ging damals allen gut in diesem Schweinesystem, also machten sie sich auf den Marsch durch die Institutionen.

Odenwaldschule schoss ihm durch den Kopf, heute, das war wirklich ein Schweinesystem. Jahrelang, Jahrzehnte gedeckt, von den unantastbaren Gralsrittern der Reformpädagogik. Feigling, du hast das Theater, die Kunst vergessen, dahin bist du abgehauen, konntest wunderbar bürgerliche Bequemlichkeiten mit umstürzlerischem Elan auf der Bühne verbinden. Enfant terrible, Paradiesvogel, wohliges Gruseln bei den Damen der besseren Gesellschaft verbreiten, ein geheimnisvoller Botschafter aus gefährlichen Lebensbezirken, der Appetit auf Abenteuer machte, mit Rückfahrkarte. Heftiges Knutschen, sich aneinander drängende, reibende Körper zwischen Tür und Angel im Halbschatten. Er hatte gute Manieren, wusste sich zu Benehmen, amüsierte mit Grenzverletzungen, heißen Themen, kleinen Tabubrüchen, überschritt nie gewisse Grenzen wurde drum gerne wieder eingeladen, als Hofnarr, als Garant für immer folgenlose Kurzweil.

Du warst ein unerträglicher Gutmensch dachte er, bist es womöglich noch. Ihm wurde kalt, er spürte, die Kälte, die von unten herauf durch die, mit schwarzem Plastik bezogene, dünne Schaumstoffschicht der Liege, durch das dünne Papierbettuch ungehindert in seinen Körper zog. Kein flauschig weiches, die Haut liebkosendes Papier, festes, wie diese Papierbahnen, die über die Tische von Bierzeltgarnituren gezogen und fest getackert wurden. Eine Gänsehaut zog über Beine und Arme. Salonbolschewisten. Verzweifelt, einsam, ausgehungert nach Liebe nach Zuwendung war er damals, irgendwo gibt es noch ein Gedicht aus dieser Zeit: Muss ich mal raussuchen. Existenzialistisch, Sartre, Camus, Godard, Truffaut, la nouvelle vague, das neue französische Kino: „Außer Atem“. Immer am Rande des Limits, Rächer der Enterbten, mit zornigem Gesicht. Anfang zwanzig schon vom Lebensüberdruß gezeichnet, unter Bierdunst, Zigarettenqualm, Rot Händle, Gauloise, klar, ohne Filter, am Kneipentisch mal eben ein Gedicht hingefetzt, für die dunklen Frauenaugen gegenüber, die ihn keines Blickes würdigen. Gleich ans Feuilleton einer großen, überregionalen Zeitung, drunter ging's nicht, geschickt und postwendend zurückbekommen, abgelehnt, mit den üblichen Floskeln: Danke für die Zusendung, nur weiter so, gerne können sie uns wieder etwas schicken. Das übliche höflich, verbindliche bla bla von Leuten, denen es lästig ist, sich mit dem Geschreibsel irgendwelcher nobodys zu beschäftigen, die sicherheitshalber die Form

wahren, man weiß ja nie, nachher übersehen wir ein verkanntes Genie kurz vor seinem kometenhaftes Aufstieg und dann ist das Genie sauer auf uns, schlecht fürs Geschäft.

Markante Züge, lockige schwarze feste Haare, mit einem metallischen Glanz, dichten Bartwuchs, einen Dreitagebart, ebenmäßigen Teint, bitte keine Pickel, schon gar nicht auf der Nase, keine hektischen Hautrötungen, kein Herpes! Leichte mediterrane Bräune, stahlblaue Augen, durchtrainiert, breite Schultern, so wollte er gerne aussehen. Mal eben hier den Laden aufmischen und alle hätte sie Schiss ihm in die Quere zu kommen. Keine Chance, Kinderlähmung, nur ein gesunder Arm, da half nur eine große Klappe, Größenwahn und schnelle Beine.

Früher, ganz insgeheim immer noch, verlor er sich gerne in Träumen. Schneidiger französischer Gardekürassier, Offizier natürlich, russischer Husar, goldene Litzen, das Jäckchen kokett über die Schulter geworfen, 1812 in der Schlacht von Borodino, schlag nach bei Tolstoi: Krieg und Frieden, aber natürlich mit Überlebensgarantie und als Held: "Attacke!" mit geschwungenem, vorwärts zeigendem Säbel und alle hinter ihm drein, im Schweinsgalopp, bedingungslos. Träume, die je unterbrochen, angehalten wurden; mitten im Getümmel meldete sich der Verstand: Von den 600.000 der Grande Armée sind nur 60.000 zurückgekehrt, verdammt hohe Ausfallquote, auch bei den Offizieren, ganz großes Kino, was du gerade veranstaltest. „Vier Federn“, toller Film. Schadloos durch ein Meer von Gefahren, unrasiert, von unzähligen Feinden verfolgt, mit wehenden Haaren, verschwitzt, Blut bespritzt, mit leichten Blessuren, eine gutes Bild abgeben, das wär's!

Was nervöse Entspannungsbemühungen alles bewirken. Bilder flogen durch seinen Kopf, als hätte er sie aufgewirbelt. Er griff nach ihnen, wie nach Haltegriffen in der U-Bahn, wollte sie sich genauer anschauen, wumms, weg waren sie und er griff, halt suchend, nach den nächsten bunten Erinnerungsfetzen. „Revolutionen sind der Griff des Menschengeschlechts nach der Notbremse- ein Griff, der die Sturzfahrt der Geschichte in die Katastrophe aufhalten soll“ fiel ihm noch ein, Walter Benjamin.

Der Finger des Arztes bewirkte einen heftigen Harndrang, fast hätte er einfach so auf das Papier der Liege gepisst, wie peinlich. Da war der Weißkittel Gott sei Dank fertig, zog den Finger raus, den Gummihandschuh, war gar kein Fingerkondom, auf links, runter von der Hand, Fußtritt, klack, Mülleimer auf, weg damit. Er konnte sich wieder anziehen und ging mit einer Überweisung ins Krankenhaus, für eine Biopsie: „Da werden nur Proben entnommen, mit Ultraschall, zusätzlich kommen aus einer Stange dünne Nadeln geschossen und stanzen in einem am Bildschirm festgelegten Raster Proben aus der Prostata. Total harmlos, danach können sie eigentlich gleich wieder nach Hause.“ Na denn!

Er sammelte die Bilder auf, die ihm durch den Sinn geweht waren, versuchte sie zu ordnen. Damals, diese dauernde Dringlichkeit, dieser schier rastlose Tatendrang, diese übersteigerte, fast hysterische Sensibilität, zerstörerisch, sich gleichzeitig zerreißen und verzweifelt nach Halt suchen, im Suff, in der Suche nach körperlicher Nähe, sich austoben im Fleisch.

Dieser Mann lag nackt neben ihm, reagierte genussvoll auf seine Berührungen, wandte sich ihm zu. Er wurde in den Arm genommen, spürte, dass er akzeptiert wurde als Freund, Partner, Geliebter, ohne Bedingungen, regellos. Vielleicht hatte er sich das damals auch nur eingebildet, wollte das nur genau so empfinden und nicht anders sehen. Er hatte Einfluss auf diesen fremden Körper, Macht, wurde nicht weg gestoßen, im Gegenteil dieser Mann war wie Wachs in seinen Händen und das ganze war für ihn ein ganz unschuldig erscheinendes Liebesspiel. Es kostete ihn keine Überwindung das fremde Glied in den Mund zu nehmen. Er spürte die wachsende Begierde. Dieser gestandene Mann, an dessen Schulter er sich eigentlich nur anlehnen wollte, er war ihm ausgeliefert, gab sich in seine Hände. Erst viel später, wurden die immer selteneren Begegnungen fordernder, wuchs der Drang des Mannes in ihn einzudringen, da hatte er versagt.

Es war einfach nicht gegangen, obschon er wollte, es ihn auch erregte und jetzt sagt dir dein Arzt, dass das da hinten auch alles sehr eng sei. Er wollte es, weil er nicht enttäuschen wollte? Auch das, nur ein Teil der Wahrheit, in ihm war eine ganz

weibliche Sehnsucht, ein tiefes Bedürfnis, etwas in sich eindringen zu lassen. Es ging nicht, da halfen keine lokal betäubenden Salben, die schreckten noch mehr ab: Du hast ihn dann befriedigt und er? Er mühte sich regelrecht an dir ab. Du hattest schon einen Ständer, aber es kam dir nicht, ihm schon, dir nie. Am Ende warst du nur noch erleichtert, dass es vorbei, er müde erschöpft neben dir zur Ruhe kam. In Erinnerung behalten hatte er diese Zärtlichkeit, dieses Kribbeln, fremde Augen, die einem nachschauten, einscannten, Blickkontakt suchten, dieses erhebende Gefühl begehrt zu werden, in das er hinein glitt, wie in eine mit angenehm warmen Duftwasser gefüllte Badewanne. Da war jemand, der ihn erobern wollte und so war es dann doch eine Niederlage und Bestätigung.

Der Mann hatte sich alle Mühe gegeben, die Nähe in den Gesprächen, das Verständnis, das er ihm, seinen Nöten entgegengebrachte, die Wärme, dieses ihm zugeneigt sein, wie mit einem Pinsel direkt auf seine Haut auf zu tragen. Es hat funktioniert, bis zu diesem einen Punkt.

In den siebziger Jahren, ehe sein Leben eine ganz andere Wendung nahm, hatte er an allen Theatern, an denen er arbeitete, mindestens einen Verehrer, der ihm nachstellte. Er hatte sich zu Eigen gemacht, auf diese Signale zu reagieren, nicht eindeutig, immer so, dass der Werbende sich nicht zurückgestoßen fühlte, sich noch Hoffnungen machen konnte. Er ließ mit sich Anlass flirten. Es war deutlich bei welchem Geschlecht seine Präferenzen lagen, dazu hatte er viel zu viele, auch öffentlich bemerkbare Affären, aber er ließ dem anderen Ufer die Hoffnung, ihn zu sich hinüber ziehen zu können. „Schwul sein ist schön, bi ist eine Gnade Gottes!“ lärmte die Rampensau der Landesbühne an der Theke und zwinkerte ihm zu. Es war maßlose Eitelkeit, noch mehr Unsicherheit. Er wollte es sich mit keinem verderben, hielt alles in der Schwebe, kokettierte, genoss es umworben zu sein, entwickelte einen sicheren Instinkt sich nicht in zu eindeutige Situationen zu begeben. Einmal wäre es beinahe zu spät gewesen. Er dachte an den muskulösen, gut gebauten Sänger, Bariton, der sich an der Boulevardbühne im Keller der Landeshauptstadt als Schauspieler etwas dazu verdiente. Er stand plötzlich unvermittelt, nur mit einem Tigerslip bekleidet vor ihm, forderte ein, was er in seinen Blicken gelesen hatte.

Massiv: Er solle doch aufhören mit der Ziererei, mit diesem Tanz auf allen Hochzeiten.

Zarah Leander:

Es ist ja ganz gleich,
wen wir lieben,
und wer uns das Herz einmal bricht.
Wir werden vom Schicksal getrieben
und das Ende ist immer Verzicht.

Nur nicht aus Liebe weinen,
es gibt auf Erden nicht nur den einen.
es gibt so viele auf dieser Welt
ich liebe jeden, der mir gefällt
Und darum will ich heut' Dir gehören,
Du sollst mir Treue und Liebe schwören,
wenn ich auch fühle, es muß ja Lüge sein,
ich lüg auch und bin Dein.

Die schweren Vorhänge waren zugezogen. Er hatte überhaupt nicht mitbekommen, dass sich alle anderen Gäste verabschiedet hatten, auch in der Küche am Büffet, kein Mensch, nur die Katze. Auf dem schwarzen Flügel ein schwerer silberner, vielarmiger Leuchter mit fast herunter gebrannten Kerzen. Er roch frisch aufgetragenes Parfüm, konnte gerade noch aus der Tür entweichen, die Wohnungstür hinter sich zu, die Treppe hinunter hasten. Schallplatten, auf dem Cover, Richard Claydermann am Flügel, bei Kerzenschein, im Glitzerlook. Softpiano, die Liebe soll immer zart sein, samten, voller Romantik, nie heftig, brutal, herzerreißend, wie das wirkliche Leben.

Einmal noch hatte er diese Grenze überschritten, bei dem Intendanten, der ihm seine erste Inszenierung versprochen hatte, die Einhaltung dieses Versprechens immer weiter hinaus zog, er den Eindruck bekam, dass es vielleicht hilfreich wäre, sich von

diesem kleinen, charmanten, französisch sprechenden Belgier auf die Besetzungscouch ziehen zu lassen. Bei dem vom Publikum umschwärmten jugendlichen Liebhaber des Ensembles hatte das funktioniert, der hatte seine Karriere auf diesem Wege befördert und war nun die graue, eher farbenfrohe, Eminenz im Theater auf die jedes Jahr der Spielplan zugeschnitten wurde. In der kleinen Großstadt südlich von Hannover, war es damals, Mitte der siebziger Jahre, Tuschelthema Numero eins, shocking, dass Intendant und Geliebter am Morgen nach der letzten Vorstellung vor den Theaterferien, gemeinsam, sozusagen unter den Augen der Öffentlichkeit, ihre Koffer in das stadtbekanntes Cabriolet des Intendanten hieften, um endlich in südliche Gefilde mit viel Sonnenschein davon zu brausen.

Seine Anstrengungen brachten ihm damals nur den drängenden Wunsch nach Wiederholungen aber nicht die Inszenierung ein, die bekam er, wenig später, an anderen Orten, auf natürlichem Wege.

Es blieb bei dieser einen Liebesgeschichte, diesem einen, engen Vertrauten seiner Jugendjahre. Sie trafen sich auch später noch, in großen Abständen. Als der Mann schwer, unheilbar erkrankte, die Lebensspanne, die noch vor ihm lag, kurz bemessen, keine mehr Zeit mehr zu verlieren war, hat er sich geoutet. Ein mittleres Erdbeben für seine Familie, für das öffentliche Leben in der Universitätsstadt. Er hat ihn noch einmal in Berlin besucht, als er alle Behandlungen abbrach, sich zum Sterben hinlegte, bis zuletzt, hingebungsvoll, von seinem Freund, gepflegt. Sie konnten noch voneinander Abschied nehmen. Seine Familie hat ihn dann schnell, ohne große öffentliche Anteilnahme, unter die Erde gebracht, schon bald darauf begann das Grab zu verwahrlosen.

Er war sich sicher gewesen, dass ihre Geschichte in ihrer beider Leben etwas ganz besonderes, für beide einmaliges, ein Solitär war. Er hatte sich gefreut, dass der Mann nun im Alter die Kraft gefunden hatte, sich eindeutig zu entscheiden und diesen Freund gefunden hatte, der bei ihm blieb. Erst nach und nach, scheinbar schleichend, erfuhr er, dass der Mann über Jahre hinweg ein Doppelleben

geführt hatte, mit vielen Abenteuern abseits seines in der Öffentlichkeit sichtbaren Lebens. So war die Lüge geboren, schon in der ersten Nacht.

Es war seine eigene Naivität, Marotte, diesem körperlichen Akt immer ein mehr hinzufügen zu wollen, als wolle er ihm ein buntes Kleid anziehen, dass er Liebe nennen konnte. Alles nur, um die Seele mit dem Körperlichen zu versöhnen. Er gab den Frauen das Gefühl, sie als Ganzes zu achten, war ein guter Zuhörer. Die Wahrheit war, dass er Komplexe hatte, nicht auf profanes äußerliches reduziert werden wollte, da hatte er doch einiges an sich zu bemängeln. Nie wird so heftig gelogen wie in aufrichtigen Gefühlen, irgendwo gelesen, aufgeschnappt. Gut geklaut ist besser als schlecht nachgedacht.

Seine Aufmerksamkeit, Sensibilität, die Fähigkeit wohl dosiert Schwäche zu zeigen. Er profitierte von seinen sehr weiblichen Empfindungen, seinen Erfahrungen aus dieser Männeraffäre, baute sie in seine Jagd ein, wurde zum Frauenverstehere. Es ging dennoch immer nur um das eine und dieses „dazu“, war der Farbanstrich der Zivilisation, eine Prise Bildung, guter Geschmack, gute Manieren. Heute ist er sich sicher, dass es für seine Gespielinnen ähnlich war, damit sich das eigentlich triebhaft gewollte, nicht zu vulgär in den Vordergrund drängte. Dazu war er ein Kontrollfreak. Das Gefühl, er hätte die Frau unter, neben, über sich nicht zu befriedigen vermocht, konnte er nicht aushalten, machte ihm Angst, also strengte er sich über alle Maßen an, bis er sich sicher war, so sicher, wie man nur sein konnte und immer blieb ein Rest Unsicherheit, Harry und Sally beim Burger Essen.

Richtig ist, dass nie der Wunsch nach Sex am Anfang stand, irgendeine primitive Geilheit. Die Eingangstür war immer sein Verlangen nach Liebe, nach Anerkennung, nach sich Berühren, sich Bemächtigen, nach Hingabe. Es waren oft Kleinigkeiten, Details, von denen er sich verzaubern ließ. Eine Stimme, ein Augenaufschlag, eine Silhouette, eine Geste, eine Handbewegung, ein ganz eigener Duft, etwas das ihm nicht aufgesetzt, gemacht, heute würde man sagen authentisch erschien, sich ganz ursprünglich, unverwechselbar und einmalig mit diesem Menschen verband, ihm Achtung abverlangte. Natürlich mussten diese Kleinigkeiten, diese Besonderheiten,

in einer Gesamterscheinung eingebettet sein, die seinen Vorstellungen entsprach. Er war zeitlebens ein Ästhet. Die Idealmaße eines Pin Up Girls interessierten ihn nicht wirklich, ihn verzauberten Frauen, die ihre Schattenseiten sehr gut kannten, aber früh bemerkt hatten, welche dieser „Kleinigkeiten“ Aufmerksamkeit erregten und gelernt hatten gerade diese so perfekt einzusetzen, dass sie allgemein bewundert und nur noch diese, ihre Schokoladenseite gesehen wurde. Kamen mehrere, vereinigten sich gar viele, dieser „Kleinigkeiten“ in einer Person, kannte seine Begeisterung keine Grenzen, eine Ejaculatio praecox war zu befürchten, seine Angst groß, sich nicht mehr bremsen zu können, sich vorschnell zu verausgaben, das wäre dann die größte Schmach. Nur nicht die Kontrolle verlieren!

Er holte sich von den Frauen die Gefühle, die er zum Überleben brauchte, versuchte Anstandsweise in gleicher Münze heimzuzahlen, war ein Spieler, ein Getriebener, sonst nichts, mit einem hohen Gerechtigkeitsempfinden, auch aus Eigennutz, aber das hinderte ihn wenigstens ein Schwein zu werden. Unter dem Strich hatte er sich meist anständig verhalten, wenigstens nach außen hin, über alles andere hatte er den Mantel des Vergessens gebreitet.

Donnerstag den 20. Juli 2011

Krankenhaus, ihm wird die Biopsie erklärt. Ein Ultraschallgerät mit einem Fühler, Finger, wie ein dünner lang gezogener Vibrator, wird rektal eingeführt. Aus der Fingerkuppe schießen dann diese Nadeln heraus, die die Proben rausstanzen. Er konnte dieses: „Alles harmlos, kleine Piekser, das war´s“ nicht mehr hören: „Wenn sie wollen, kriegen sie auch eine leichte Betäubung“ und ob er wollte, Weichei hin oder her. Stationäre Aufnahme. Er bekommt ein Bett zugewiesen, Schrank. Dreibettzimmer. Er unter wildfremden Menschen. Er wird gleich geduzt, so ist es halt, geht wohl nicht anders, jetzt bloß nicht arrogant wirken. Er reißt sich zusammen ist nett, sehr nett, überaus freundlich zu allen Seiten. Auf keinen Fall bleibt er hier eingesperrt: „Alles ganz harmlos! Danach können sie sofort wieder aufstehen.“ Na also, dann kann er heute wieder nach Hause. „Haben Sie schon abgeführt?“ Vergessen, er musste noch diesen kleinen Becher mit dieser Flüssigkeit austrinken. Der Krankenhausbetrieb streckte seine Tentakel nach seinem Körper aus,

bemächtigte sich seiner, verfügte über ihn. Sich frei machen, auf das Bett haben sie ihm ein Nachthemd gelegt, hinten offen, mit einem Bändchen am Hals zu schließen. Er hängt seinen Mantel in den Schrank, zieht sich oben herum aus, packt die Sachen weg, zieht das Hemdchen an: „Können sie...“ er stolpert über das sie, schwenkt ein: „Kannst du mir mal helfen. Ich komme da hinten mit meinem kaputten Arm nicht dran.“ Er ist auf Hilfe angewiesen. Männer unter sich, zusammengewürfelt, alle so ziemlich ein Alter. Jetzt ist er dankbar für das „du“, es baut Schranken und Hemmungen ab. Die Hose, den Rest noch, er zieht sich mit dem Rücken zum Schrank aus, langt immer unter sein Klinikhemd, möchte sich keine Blöße geben, verpackt alles in die Fächer, hält mit der einen Hand das Nachthemd hinten geschickt zu und geht zu seinem Bett.

Sie haben alle das gleiche an. Er hatte sich nicht nur umgezogen, er war für diesen Betrieb eingekleidet, in seine Abläufe integriert worden, wie ein weiteres Rädchen in einer Maschine, die nun über ihn bestimmte. Sie waren eine Schicksalsgemeinschaft, die einen hatten schon alles hinter sich, schauten entspannt, gelassen, freundlich von oben herab auf die anderen, die um Haltung und Coolness bemüht, noch alles vor sich hatten. Austausch von Krankengeschichten. Beutel mit Urin und Blut am Bett, die ihm den Angstschweiß auf die Stirn treiben. Er ist allein, sucht Halt bei diesen Wildfremden, froh, dass sie da waren. Rums Tür auf, von jetzt auf gleich wurde er abgeholt. Keine Widerworte! Er musste sich, ob er wollte oder nicht ins Bett legen, wurde zugedeckt, bekam die Krankenakte unter die Decke geschoben, jetzt hatten sie ihn im wahrsten Sinne des Wortes in der Hand. Er war ihr Gefangener, da konnten sie noch so nett sein. Sie rollten ihn in seinem Bett einfach aus dem Zimmer, raus in den Flur und gaben Gummi. Alle an denen sie vorbeikamen schauten neugierig von oben auf ihn herab, halbwegs, gerade noch diskret, so aus den Augenwinkeln heraus, wenn es Besucher, andere Patienten waren, ganz direkt, voll ins Gesicht, die Schwestern, die den Neuen in Augenschein nahmen. Er lächelte, hilflos von unten zurück, bemüht sich ein halbwegs entspanntes, souveränes Lächeln ins Gesicht zu zaubern. Vollbremsung vor dem Fahrstuhl, von der fünften Etage ins Kellergeschoss. Die Zieh- und Schiebkräfte unterhielten sich über seinen Kopf hinweg über alles Mögliche, Windsurfen am Niederrhein, was weiß ich, für sie war

das Routine, ihre Schicht fast rum. Sie hielten im Keller vor einer großen Schiebetür, matt gebürstetes Aluminium, den Begriff kannte er von Möbeldesignern gehobener Küchenausstattungen. Auf Knopfdruck fährt das Höllentor auf, wartet nicht. Er ist im Vorraum, dicht an ihm vorbei wird ein Bett rausgerollt. Ein weißer, voller Haarschopf, der sich bedankt. Offensichtlich kommt man hier lebend wieder raus, das sollte ihn doch beruhigen, tut es aber nicht. Er hört fröhliche Stimmen, einer kommt aus der Mittagspause, auf eine andere wird noch gewartet. Die Zeit verrinnt, vor ihm eine Glaswand, unten Milchglas mit einem bereiten Durchgang, links und recht geht es in die Operationsräume und dann kommen sie, beachten ihn nicht: „Wen bringt ihr?“ Aha, man kennt sich, er hört seinen Namen: „...das Essen ist heute wirklich gut, indonesisch mit Putenfleisch. Haben sie schon gegessen?“ Das strahlende Lächeln galt ihm, gesunde weiße Zähne, geballte gute Laune. Tattoo am Unterarm, braun gebrannt, war sicher auch Windsurfen an der Xantener Nordsee: „Ach sie durften ja nichts essen, bekommen sie bestimmt nachher.“

Grüne Wesen in blauen Gummiclocks mit Haarschutz ziehen sein Bett hinter sich her, alle hatten am Crashkurs: „Das Leben auf der Erde“ teilgenommen, stellten sich überaus freundlich mit Namen und Funktion vor. Er wurde nicht hinüber auf den Operationstisch gebettet, sondern aufgefordert sich selber, aus eigener Kraft, dort zu platzieren, als würde er mit dieser letzten, eigenen, körperlichen Aktivität auch noch sein Einverständnis zu ihrem Tun geben. Lachen, um ihn herum gute Laune der Folterknechte, ein herzhafter Händedruck des Arztes: „Dann wollen wir mal“, konnte es einen größeren Gegensatz zur seinem Innenleben geben. Die Kanüle, die routiniert in den linken Handrücken gesetzt wurde, „Wir stellen sie jetzt ein bisschen ruhig, wollten sie doch?“ „Oh ja, Danke.“ Er musste seine Beine weit auseinanderspreizen, die Unterschenkel in dafür vorgesehene Schalen legen, dort werden sie fixiert, alles lag nun offen, frei zugänglich vor ihnen. Oh Gott, eine Frau ist auch dabei, steht vor ihm, zwischen seinen gespreizten Beinen und schaut sich alles genau an. Er dachte an seine Frau, die sich auf ihre Termine beim Gynäkologen immer so penibel vorbereitet, badet, die Beine rasiert, auch die Bikinizone, sich sorgfältig schminkt, Parfüm aufleget, als sei der Frauenarzt ihr Liebhaber. Er hatte diese Gynäkologenstühle nur bei den Schwangerschaften zu Gesicht bekommen,

damals stand er dahinter und bekam die ersten Ultraschallbilder seiner Kinder in die Hand gedrückt. Nun lag er selbst drauf, schämte sich der dicken, rissigen Hornhaut an seinen Fersen. Hätte er das gewusst, hätte er sie wenigstens abgehobelt, die Füße eingecremt, alles etwas appetitlicher gestaltet. Es hat doch weh getan, war aber zack, vorbei, schon war er wieder in seinem Bett. Auch er bedankte sich überschwänglich, hätte allen am liebsten persönlich die Hand geschüttelt, einen Orden angeheftet, als habe er etwas gut zu machen und war so schnell zurück auf der Station, wie er gekommen war. Er schämte sich so ein Waschlappen gewesen zu sein.

Kaum war er wieder auf Station, zeigte er allen, wer hier das Sagen hatte, entließ sich auf eigene Verantwortung und ging mit wehendem Mantel nach Hause. Die nächsten Tage hatte er blutigen Urin und, das war eine Überraschung, das hatte ihm keiner erzählt, bei der Ejakulation schoss dunkelroter, fast schwarzer Saft heraus und versaute alles, im wahrsten Sinne, die ganze Stimmung.

Donnerstag, 28 Juli 2011

Eigentlich sollte das Ergebnis tags darauf in der Klinik, einen Tag später bei seinem Arzt vorliegen, lag es aber nicht. Am Wochenanfang hat er in der Klinik angerufen. Kein Rückruf, dann beim Spaziergang, in der Mittagspause, im Sonnenschein, mit seinem Hund, klingelte sein Handy, informierte ihn der Assistenzarzt. Die Nachricht hat ihn nicht wirklich überrascht, die Verzögerung der letzten Tage, der schon lange bestehende Verdacht, durch die regelmäßig erhobenen, steigenden PSA Werte, er hatte sich mit dieser möglichen und nun feststehenden Diagnose schon länger beschäftigt. Er hatte Krebs. Da hatte sich etwas unbemerkt in sein Leben eingeschlichen, sich eingenistet, ohne Vorwarnung, ohne eigenes Verschulden, rauchen gleich Lungenkrebs, na klar, selber Schuld, aber zuviel vögeln gleich Prostatakrebs, sozusagen als Strafe des Himmels für zuviel irdische Wollust, davon hatte er noch nicht gehört.

Der Krebs ergriff von ihm Besitz, bestimmte von heute an weitestgehend sein Denken. Für die Operation hatte die Klinik den 19. August festgesetzt. Entfernung

der Prostata, total, wenn möglich einseitig Nerven erhaltend, aller Vorsaussicht nach, ohne Entfernung der Lymphknoten. Er hatte noch Zeit alles notwendige in Ruhe zu ordnen, besprach sich mit seiner Frau, den Kindern, informierte die wenigen wirklichen Freunde, berufliche Kontakte, mit denen er regelmäßig kommunizierte, die sich wundern würden, verschwände er plötzlich kommentarlos von der Bildfläche. Den meisten schrieb er eine Email, sorgfältig austarierte, nüchterne Formulierungen, die die Diagnose nicht beschönigten, deutlich hervorhoben, dass der Krebs frühzeitig entdeckt wurde, die Chancen auf vollständige Heilung sehr gut sind. Er war gespannt auf die Reaktionen. In ihm tat sich ganz widersprüchliches. Keinesfalls stürzte die Krankheit ihn in eine tiefe, ihn lähmende Depression. Die Beachtung, Zuwendung, Anteilnahme, die er durch sie erfuhr, belebte, beflügelte ihn geradezu. Ohne es einzufordern, wurde er in Watte gepackt, abgeschirmt, geschützt. Genau dadurch fiel es ihm leicht, sich gerade zuhalten, seinen Alltagspflichten wie gewohnt nachzugehen, als könne ihn das alles nicht erschüttern. Es war, als ob die Nächsten um ihn, ihm seine Ängste abnahmen, für ihn durchlebten, die er ganz tief in sich spürte, als wäre dort ein Brunnenschacht, so tief, das der Aufprall des Steines nicht zu hören war, der hinein geworfen wurde.

Alles um ihn herum unterzog er einer Neubewertung, vieles, berufliches, Kontakte, vorher wichtig, wurden nebensächlich, verschwanden gänzlich, ohne dass er darüber weitere Gedanken verschwendete. Es war, als ob sich für ihn Spreu und Weizen trennte, mehr noch, als ob er sonst immer Spreu und Weizen hoch in die Luft geworfen hätte, ohne die dadurch bewirkte Trennung weiter groß zu beachten, nun lag das Wesentliche geradezu beleuchtet vor ihm. Er hatte keine Mühe sich ihm zuzuwenden, verhedderte sich nicht mehr im alltäglichen Einerlei und gerne angenommenen Ablenkungen. Er warf Ballast ab, als ginge er auf eine Reise mit ungewissem Ausgang, als zöge er in ein Abenteuer, in eine Schlacht. Es fiel ihm nicht schwer, tat ihm gut, aufrecht, mutig, auf die Gefahr zuzugehen. Großen Anteil daran hatte der Schreck, die Erschütterung die seine übermittelte Nachricht auslöste, ihm wurde Anteilnahme, emotionaler Zuspruch zuteil, der ihm zeigte, welche Bedeutung er für andere hatte. Er dachte an seine Kindheit. Er hatte sich trotz der vielen Geschwister immer sehr allein gelassen gefühlt. Es war ein sehr

kühles, protestantisch, preußisches Elternhaus, in dem es kein, in den Arm genommen werden gab, die Liebe war in diesem Haus irgendwo versteckt, vergraben. In der Rückschau war sie vielleicht sichtbar in der Sorgfalt, mit der das Aufwachsen der Kinder organisiert wurde. Es fehlte ihnen an nichts, schaute man darauf was den Kindern ermöglicht, für sie bereitgestellt wurde, es fehlte ihnen alles schaute er noch einmal aus seinen Kinderaugen in diese Welt.

Damals wollte er tot sein, stellte sich vor, alle stehen am Grab, weinen bitterlich und im letzten Moment, wenn erste Erdklumpen auf den weißen Kindersarg poltern, würde er den Deckel lüpfen, beiseite schieben, auferstehen und die Arme zum Himmel recken. Seine Mutter würde ihn im Totenhemd aus der Grube heben, ihn in die Arme nehmen und an sich drücken. Er würde von allen geherzt, gedrückt, über die Haare gestreichelt werden: „So ein Schelm aber auch...!“ „Wie er das nur wieder angestellt hat?“ Keine Schläge, kein Einsperren, keiner wäre böse, alle nur froh, erleichtert, ihn wieder zu haben. Warum nicht gleich so!

Der Krebs verschaffte ihm diese Art der Zuwendung, die sonst besonderen Erschütterungen vorbehalten bleibt, die auch ihm Regungen erlauben, die er sonst als hinderliche Schwäche, Gefühlsduselei beiseite geschoben, belächelt hätte. Er spürte welchen Wert er für seine Frau, seine Kinder, die ihm Nahestehenden hatte, empfand das Leben stark, intensiv, als hätte dieses Ereignis, seine ganzen Empfindungen vom Staub des Alltags gereinigt. Er sah alles mit anderen Augen und wurde ebenso angesehen. Der Krebs bekam etwas von einer Auszeichnung, die ihn von anderen abhob, als sei er etwas besonderes, ein Auserwählter.

Krebs. Er versetzt die Menschen in Furcht und Schrecken, wie Pest und Cholera, dabei hatte diese Krankheit nicht annähernd die furchtbare Bedeutung, wie die alten, in unseren Breiten längst besiegten Geiseln der Menschheit: Pest und Cholera. Der Cholera 1831/32 in Berlin, fiel unter anderem der Philosoph Hegel zum Opfer, Hamburg 1892, da war der Tod in den Städten allgegenwärtig, ging in den Häusern ein und aus, wurden vor den Stadtmauern Massengräber ausgehoben. Diese Krankheiten wirkten grob gestrickt, simpel, primitiv, auf eine breite durchschlagende

Wirkung angelegt. Man kam den Verursachern doch recht bald auf die Schliche, fand wirksame Gegenmittel.

Der Krebs kam ihm dagegen wie ein Kobold vor, wie ein Schauspieler, der fortwährend in andere Kostüme schlüpft, als ob der Tod sich gelangweilt hätte, mit der Sense durchs Land zu ziehen und die Menschen einfach so in Massen nieder zu mähen, als ob er Freude am Katze und Maus Spiel gefunden hätte. Einem Menschen einen gründlichen Schreck einjagen, ihn seiner Sicherheit berauben, doch noch einmal ziehen, davon kommen lassen, einem Anderen gleichzeitig eine schier unerträgliche Leidensgeschichte aufbürden, grundlos, willkürlich. Ein Schabernack, dann lässt er die ärztliche Kunst auf die Bühne, lässt sie alle Register ziehen, sich den verdienten Applaus abholen, als beherrsche sie die Bühne, dabei schaut er von oben lächelnd auf die Bühne herab, als halte er ein kleines Puppenhaustheater in den Händen, das er jetzt ein wenig neigt, sich diebisch freut, dass nun alles ins Rutschen, auf die schiefe Bahn gerät. Plötzlich ist die Medizin mit ihrem Latein am Ende und zieht sich hilflos zurtück.

Ein Scharlatan, der ohne ersichtlichen Grund, mal den einen mal den anderen packt, immer in einem anderen Gewand, wohl ähnliche, nie absolut identische Krankheitsverläufe. Ein Gegner der nicht zu packen, nicht zu besiegen ist, unvermittelt auftaucht, ohne sich groß anzukündigen, Lebensplanungen, wie Papier zusammen knüllt, in die Tonne haut. Alles Menschenwerk, da können sie sich noch so viel Mühe geben, alle möglichen Gefahren mit ordnender Hand auszugrenzen, bis hin zur Selbsttäuschung, es gäbe sie gar nicht mehr und dann schlägt er zu, macht alles zunichte. Da hilft nichts, keine Versicherung, auch nicht dieser alberne Schutzengel der Provinzial in der Werbung mit seinen angeklebten gelben Flügeln.

Pest und Cholera kamen wie die ägyptischen Plagen über das Land. Die Menschen waren in ihrer Not nicht alleine, standen sie gemeinsam durch, sahen in ihnen eine Strafe, eine Züchtigung des Herren, suchten Zuflucht im Glauben, fanden Halt im Gebet. Auch außerhalb dieser Plagen war der Umgang mit dem Tod kein verdrängter, ins Dunkle abgeschobener Vorgang, sondern ein gesellschaftliches

Ereignis mit großer Tradition, Gebräuchen und Zeremonien. Die Uhren wurden angehalten, die Spiegel verhängt, die Vorhänge zugezogen, der Tote von den Frauen gewaschen, hergerichtet und für fünf Tage in seinen eigenen vier Wänden aufgebahrt. Es wurde Abschied genommen. Der Duft von brennenden Kerzen, Blumen, Kränzen aus frisch geschnittenem Immergrün überlagerten den Geruch beginnender Verwesung. Dann wurde der Leichnam eingesargt mit den Kränzen belegt und je nach Stellung und Rang in einem mehr oder minder prächtigen und langen Trauerzug durch die Stadt zum Gottesacker geführt, unter Anteilnahme der Bevölkerung, die auf den Bürgersteigen verharrte, den Zylinder abnahm und den Zug vorbeiziehen ließ. Mit jeder Minute, schließlich mit jedem Schritt, der die Trauernden von der nun bereits fünf Tage zurückliegenden Erschütterung entfernte, wurde aus der ersten Verzweiflung, dem erst kaum auszuhaltenden Verlust, ein unausweichlicher, ein erträglicher, schließlich sogar ein normaler, zum Leben dazu gehörender, selbst bei Menschen, die vor der Zeit abberufen wurden, bei Kindern, die meist viele Geschwister hatten, sozusagen auf Vorrat, weil die Eltern wussten, dass nicht alle die Kinderjahre und –krankheiten überstehen würden.

In unserer glaubensfernen Zeit weigern wir uns vor der Zeit, vor dem Zeitpunkt, den wir für richtig halten, geholt zu werden, alles was uns daran erinnern könnte, Krankheiten, körperlicher Verfall, das Sterben schieben wir an den Rand, aus unserem Blickfeld, damit die Hauptverkehrsstraßen unseres Lebens davon frei beleiben, den Eindruck immer wählender Jugend und Vitalität vermitteln. Dieses lästige Andere darf einem nur wohldosiert unter die Augen kommt, gut aus dem Alltag rausorganisiert, damit es uns nicht belästigt.

Er spielte mit seiner Angst, mit den Ängsten der anderen um ihn, wusste er doch, dass er geheilt werden wird. Der Krebs konnte nicht nur aufgehoben, er würde restlos, auf immer beseitigt werden und doch gerade diese Gewissheit machte ihm Angst, als stünde dahinter im Dunklen ein dunkler Schatten, der über so viel Gewissheit still in sich hinein lächelt, nicht zynisch, nicht böse, voller Nachsicht. Er ging bei aller Gewissheit dennoch ins Ungewisse, hatte den Eindruck, dass die Zukunft, wie er sie sich vorher so schön und bunt zurecht gemalt hatte, nichts

anderes war als eine Filmkulisse, die ein jäher Windstoße mal eben aus der Verankerung riss, hoch in den Himmel hob und in der Luft zerfetzte. Nun schämte er sich seiner Eitelkeit, sich über den Krebs Zuwendungen ergaunert zu haben, die ihm in dieser Tiefe nicht zugestanden hätten, weil sie von einer Angst um ihn genährt wurde, die grundlos war und bekam es nun selbst mit der Angst zu tun. Was ist, wenn gerade das, das Schicksal herausfordern würde, ihm sein falsches Spiel heim zu zahlen? Wie bei einem Glückspieler, der seinen Jubel über einen unverhofften, sehnsüchtig erwarteten Gewinn im Keim erstickt, um keinen Neid, keine Missgunst, kein Aufsehen zu erregen, stockte auch ihm der Atem.

Samstag, 30. Juli 2011

Gestern traf er den Tod bei Lidl. Er stand an der Kasse und hatte nur ein Teil in der Hand, Cocktailtomaten für eine italienische Sauce, da schob sich ihm von hinten ein Rollator schmerzhaft in die Kienkehle. „Würden sie mich vorlassen, ich habe nur ein Teil“. Er hatte auch nur ein Teil, aber er ließ der Dame, im Sinne der alten Pfadfinderregel: „Jeden Tag eine gute Tat“, den Vortritt. „ Ach, sie haben ja auch nur ein Teil.“ Als ob die Alte das nicht schon vorher gesehen hätte, was soll's: „Ist schon in Ordnung“ hörte er sich sagen, als er sie näher in Augenschein nahm. Sie war sicher weit über 70, die Haare schlohweiß, die Haut spannte sich über die Gesichtsknochen, die zu ebenmäßigen unverbraucht jugendlichen Zahnreihen, sicher Kukident gereinigt, sprangen einen geradezu an und auch an den Händen, die den Körper am Rollator aufrecht hielten, zeigten sich Fingerknochen, die deutlich unter der pergamentener Haut hervorschielen. „Ihr Dialekt, wo kommen sie her, aus dem Osten“ „Ja, dass sie das erkannt haben, aus Oberschlesien, zwischen Oppeln und Neiße“.

Sie erwartete ihn draußen, stand dort hager hinter ihrem Rollator. Er drehte sein Fahrrad in Fahrrichtung und wollte sich davon machen. Sie fing an zu erzählen, er blieb, aus Höflichkeit: „Kennen sie Oberschlesien, mein Sohn ist dort, jedes Jahr, geht dort auf Pilgerschaft zur schwarzen Madonna nach Tschenstochau. Ich war mit meinem Mann dort bei einer großen Hochzeit. War das ein Fest. Nicht wie hier, die Kirche war voll und dann ging es hoch her auf dem Platz, im großen Festsaal. Es

wurde gefeiert, gelacht, getrunken. Mein Mann hat sich einen Schnaps einschenken lassen, mir zugeprostet. Ich hab ihm mit dem Finger gedroht, er solle sich ja in Acht nehmen. Ich glaub er hat gar nicht darauf geachtet, bei dem Trubel.“

Sie schaute ihn eindringlich an, hielt ihn mit ihren blauen Augen fest, als schau sie durch ihn hindurch in die Vergangenheit. Das Gesicht war gespannt, konzentriert, der Körper hielt sich kerzengerade. In dieser Haltung war etwas eigentümlich überzogenes. Nichts war zu spüren von altersbedingter Nachlässigkeit und Müdigkeit, in der die Muskeln erschlaffen, das Gewicht der Knochen, die Schultern nach vorne sinken lässt, der Körper sich leicht gebeugt, als ob man sein Leben auf seinen Schultern mit sich herum trüge. War es der Rollator, der dieser Frau eine aufrechte Haltung gab, die an einen Zinnsoldaten, an eine Marionette erinnert, an langen Fäden aufgehängt, die hoch in den Himmel führen.

Ihre Stimme hat einen männlichen baritonale Klang, angenehm das gutturale R, dieser leichte Akzent, diese Schwere in der Sprache des Ostens, die immer den Berg herabrollt. Eigentlich wollte er weg und hörte doch weiter zu:

„Dann haben sie ein Ständchen dargebracht. Mein Mann hat sich einen Weg durch die Menge gebahnt: lass uns tanzen. Ich wollte nicht, wollte zuhören und war doch gerührt über diese Aufforderung. Ich genierte mich, von meinem Mann vor aller Augen auf das Tanzparkett gezogen zu werden, das wollte ich nicht, wir waren doch nicht das Brautpaar. Er ließ nicht locker, winkte mit der Hand immer dringlicher und dann kam er dicht an mich ran, zog mich auf den Tanzboden und schon drehten wir uns zur Musik des kleinen Orchesters und heller Knabenstimmen, die durch die von Zigarettenqualm und Gesprächslärm geschwängerte Luft zu uns drangen, drehten und drehten uns im Kreise. Die Lichter im Saal schwangen mit. Mein Mann hielt mich. Er schwitzte, der Geruch mischte sich mit Bierdunst und dem Duft seines Rasierwassers. Es war mir nicht unangenehm, ich ließ mich in seine Arme sinken und führen. Ich hörte die Gäste klatschen, sah das sich ihre Gesichter zu uns herumgedreht hatten, dass man um uns einen Kreis gebildet hatte, lachende verzerrte Münder, rote Lippen, flogen an mir vorbei, eine Polka. Eine Atempause,

kurz, Auftakt, der Chor setzte neu ein, energisch zieht mein Mann mich zurück auf das Parkett, andere folgen, wir drehen uns schneller und schneller, nicht endend wollend. Ich spürte seine Kraft, eine wilde Lebengier durchströmte diesen Körper, wie einen Jungbrunnen, er drehte mich im Kreis, um sich herum, flog mit mir zurück in die Zeit, als wir jung waren, unser Hochzeitstanz. Dann ein schnellerer Takt, das Orchester hebt an zum Galopp, die hellen Knabenstimmen jubilieren, fliegen wie Sphärenklänge durch den Raum. Die bunten Kopftücher, die geschminkten Gesichter, die dunklen Sakkos der Männer, die leuchtenden Farben der Blusen, ein grelles vielschichtiges Farbband flog an meinen Augen vorüber, nur schemenhaft waren Konturen zu erkennen.

Mein Mann kommt aus dem Takt, seine Schritte werden unbeholfen, fallen gerade zu aus der Musik heraus. Er klammerte sich an mich, sucht. Ich halte seinen Kopf, meine Lippen berühren seine Wangen. Ich kann dich doch nicht halten: dummer Kerl. Er fällt zu Boden und ich mit ihm. Ich hörte das Aufatmen nicht, das durch den Saal ging. Ich rappel mich auf, streiche den Rock glatt, wende mich um zu meinem Mann. Er lag da, rührte sich nicht, hatte einfach aufgehört zu atmen.“ Sie lächelte ihn an.

Hans Baldung Griens: „Der Tod und die Frau“ gemalt 1515. Der Tod hält eine Frau im Arme, blühend der nackte Leib, voll sinnlicher Lebenslust. Nur gerade so eben bedeckt ein Tuch, ein Kleid, ein Nachthemd, dem sie gerade entstieg, dass man ihre zärtlich abgestreift hat, die Scham, die sich dunkel abzeichnet. Hinter ihrem Rücken, sie zärtlich gierig anfassend, der Tod, ein stürmischer Liebhaber, der sie beim Ausziehen überrascht hat, ihr aus dem Kleid hilft, sehnsüchtig erwartet wurde. Ein Frau, deren Körper bereit ist, sich selbst in Gänze, einem Abenteuer hinzugeben. Erst als sich das Gesicht des Liebhabers von hinten über ihre linke Schulter ihr zuwendet, sich sein fleischloses Kinn ihren vollen Lippen nähert, sie sich ihm anbietet in Erwartung eines feurigen Kusses erkennt sie den Tod und tiefer Schrecken malt sich in ihr Gesicht.

Schnell, fast unhöflich hastig, verabschiedete er sich von der alten Dame und sie rief ihm noch nach: „Wo wohnen sie eigentlich?“ Er machte eine vage Bewegung nach links zum Ortsausgang: „Da hinten, in der Vogelsiedlung.“ „Ich werd sie schon finden!“ lachte sie und winkte ihm zum Abschied nach.

Donnerstag, 4. August 2011

Vorbesprechung, am 19. des Monats wird er entmannt. Natürlich sagt ihm sein Verstand, dass es ein Leben danach gibt, das es mit 60 noch anderes gibt als Sex, Sex, Sex. Sicher es ist nicht so, dass er das Gefühl hat, etwas verpasst zu haben. Er sieht immer noch passabel aus, natürlich in einem Alter, in dem er darauf achtet seine alternde Haut luftig zu bedecken. Waschbrettbauch, breite Schultern, hatte er sowieso nie gehabt, schon wegen der Kinderlähmung, an der linken Schulter, linker Oberarm nichts, keine Muskeln, alles futsch.

Südfrankreich, erst Austauschschüler, dann Student, braungebrannt, nur ohne Tattoo, immer Hemden mit langem Arm, die er aufkrempelte, der nicht vorhandene Bizeps verschwand dann unter einem dicken Stoffwulst, entzog sich dem ungeübten oder unaufmerksamen Betrachter. Schlank, fast einmeterundachtzig, deutlich größer als die Einheimischen. Junge, glatte Haut, Virilität, die man selbstverständlich ausströmte, die zu einem gehörte wie der Duft eines Parfüm. Man spürte Begehren, genoss es, verliebt in die eigene Erscheinung, schon ein Pickel auf der Nase, Herpes auf der Lippe, im Mundwinkel, o Gott!, da brach das ganze Selbstwertgefühl in sich zusammen. Jung, ungebunden, eine kurze Lebensphase, die einem schier endlos vorkam. Sobald der Winter vorbei war, die Sonne schien, verschwanden Pullover, Winterkleidung, nackte Beine, Schultern, Busen wurden sichtbar, ganz bewusst ohne BH zur Schau getragen, jede Erregung zeichnet sich wie ein Signal deutlich ab, Klingelknöpfe. Junge Körper, die sich ihrer natürlichen Eleganz, ihrer verliehenen Schönheit bewusst waren, sie wie selbstverständlich zur Schau stellten, als sei sie ein Verdienst, die alles andere in den Schatten stellte. Reichtum, Stellung gierten danach sich mit der Jugend zu schmücken, um nicht ganz zu verblassen.

Es war eine Zeit, in der jugendliche Schönheit, bloße Haut erst begann sich auf Plakatwänden, Titelblättern im öffentlichen Raum auszubreiten, ihn noch nicht in dieser alles erschlagenden, langweiligen Uniformität wie heute beherrschte. Sie waren bunte Farbtupfer, Schmetterlinge, auf die eher amüsiert, neidisch, kopfschüttelnd geschaut wurde: Welche Benimmformeln, welche Grundfesten staatlicher Ordnung werden nun wieder in Frage gestellt? Latente Aufsässigkeit war ihnen eigen, agent provocateur. Er war gut dabei, den verkrüppelten Arm machte er durch Charme und Eloquenz wett, sportliche Defizite durch die Fähigkeit zuhören zu können, gescheites von sich zu geben. Es waren immer andere da, die ihm den Rang abliefen, aber alles in allem hatte er keine schlechten Karten und mehr Witz. Junge Menschen riechen anders, eigentlich immer gut, selbst beim Sport, bei körperlichen Anstrengungen, wen sie grundsätzlich gepflegt sind, mit dieser Einschränkung, aber nur solche ließen sie überhaupt in ihre unmittelbare Nähe. Sete, Palavas, Grau du Rois, eine Clique junger Studenten. Sie gehörten nicht zu den schwer arbeitenden in den Weinbergen, in den Häfen, das waren pittoreske Abstecher auf Zeit. Das ganze Leben betrachteten sie aus einer sorglosen, komfortablen Position, erkundeten die Lebensbedingungen der arbeitenden Klasse, wie früher das Leben seltener Tiere im Zoo. Einmal war er in einer Hafenkneipe in Marseille, ein düsteres Viertel. Spannend, es roch anregend nach Abenteuer, ein Bistro voller Männer, die aus der ehemaligen französischen Kolonie Algerien hierher gekommen waren. Einem, der ihm am Eingang im Weg stand, reichte er zur Begrüßung die Hand, weil er ihm die seine entgegenstreckte. Blitzschnell griff er sich nur seinen Daumen, drückte ihn nach hinten, ließ keinen Zweifel daran, dass er ihn mir nichts dir nichts, mir einem kleinen Ruck brechen könnte, mal eben so. Er ist winselnd auf die Knie gegangen vor Schmerz, Schweißperlen auf der Stirn, hat sich entschuldigt, wofür auch immer, um Gnade gefleht. Er hat wurde in der Hocke, wie eine Ente watschelnd durchs Lokal geführt, wie ein Hund, der von unten herauf seinen Peiniger flehend anschaut. Die haben nicht den jungen hübschen Mann gesehen, nur den Schnösel, nur den, der sich für etwas besseres hält, der sich nicht die Hände schmutzig machen muss, nie machen wird, nie schuffen, täglich, überall, wo es nur Arbeit gibt, für das täglich Brot, für ein Dach über dem Kopf. Sie sahen in ihm einen von denen, die immer oben sitzen, in irgendeinem Büro, mit

Einfamilienhaus, Garten, Auto, einer hübschen Frau, süßen Kindern, die Klavier spielen, mit einem goldenen Löffel im Mund geboren werden.

Er trug eine weiße Jeans, hatte das Hemd aufgeköpft, damit auf seiner Brust das dunkle leicht gekräuselte Haar zu sehen war, darauf war er stolz, galt damals als männlich: Burt Reynolds nackt auf einem Bärenfell als ausklappbarer Playmen. Das Geschlecht, der Trieb war immer in Bereitschaft, lag auf der Lauer. Am Strand drehte er sich rasch auf den Bauch, drückte seinen Schwanz in den warmen Sand. Eine Erektion, offensichtliche, unübersehbare Geilheit, überraschte ihn, war nicht mehr zu unterdrücken, unübersehbar, wohligh unangenehm. Ein ebenso wohliger Schauer, gepaart mit Genugtuung, bei denen die diese Reaktion ausgelöst, den Blick von dieser drängende Fülle nicht lassen konnten. Bisweilen machte er sich den Spaß, sich eine Karotte in die Hose zu stecken, so wie die Balletttänzer die berühmte, sagemumwobene Hasenpfote, nur um sich dann, wenn auf seine Pracht gestarrt wurde, lüstern in die Hose zu greifen: Oh Gott! Was macht er da! weit aufgerissene Augen, Fingerspitzen am Mund, dann kam die Möhre zum Vorschein und er biss genüsslich ein Stück von ihr ab. Das Spiel stand im Vordergrund, Räume sich mal eben ungestört zurück zu ziehen waren selten und begehrt, die Neugierde war weit größer, als die Bereitschaft, sich auf wirkliche Abenteuer einzulassen.

Na ja, ehrlich gesagt, wir jungen Männer hätten schon jede Chance genutzt, es waren die Mädchen, die sich zurück hielten. Dachte er zurück, sah er sie immer im Pulk auftreten, abseits von den Jungen, an ihnen hin und her vorbei flanieren, als hätten sie keinen Blick für sie übrig oder nur unter Aufsicht der älteren Brüder. Sie spielten sich eine Libertinage vor, die dem Spiel vorbehalten blieb, noch waren Verhütungsmittel nicht so selbstverständlich, noch verband sich der gute Ruf eines Mädchens mit dem einen und einzigen für den sie sich aufsparten. Wir jungen Männer tauschten Adressen der Verruchten, der Nymphomaninnen, die bereitwillig die Beine spreizten. Erfahrungen, seine Hörner abstoßen, macht man woanders. Selbstverständlich war man immer potent, immer bereit, allzeit bereit!

Ende der sechziger Jahr, zur Schau getragene Sinnlichkeit. Tempotaschentücher in BH's, einer dabei, an dem er hinten hilflos herum fingerte, den Verschluss suchte, den sie sie ihm dann, wie zur Bescherung, mit einem Griff zwischen ihre Brüste öffnete. Da wäre er von alleine nie drauf gekommen, so was gab es. Außerhalb der Milchbars, der Jugendtreffpunkte, den ersten Discos, auf der Straße zwischen den anderen, diesen grauen Arbeitsmäusen, die der Alltag mit Mehlstaub überzogen hatte, leuchteten sie hervor wie bunte Blumen, weckten bewundernde, neidische Blicke, böse Kommentare, wenn der Rock zu kurz, die Haare zu lang waren. Es war keine angepasste, vom Staat, von den älteren in Form gebrachte, verführte Jugend, zumindest war die Verführung nicht so offensichtlich, war sie anarchischer, noch hatte die Konsumgüterindustrie sie nicht im Visier. Diese Jugend war wild, bunt, regellos, durchaus faul, verwöhnt, viel Müßiggang, gerade bei den Studenten der Geisteswissenschaften, die sich mit Sartre, Simone de Beauvoir, Camus, mit Jules und Jim, dem Marxismus, dem golden Zeitalter der internationalen Herrschaft der Werktätigen beschäftigte, inbrünstig in aller Öffentlichkeit: „...die Internationahale erkämpft das Menschenrecht!“ sangen. Jeunesse d'óree.

Nun werde ich entmannt, stehe im vielleicht letzten Viertel meines Lebens und sehne mich mit allen Fasern zurück nach dieser Zeit. Frauenleiber, die sich anschmiegen, deren Schamhügel einem den Unterleib massieren, bis sie dort eine andere Wölbung hervorlocken: „Sorry, geht nicht mehr! Tote Hose!“ Die Bedeutung von Sex wird sowieso gigantisch überschätzt wird, gerade in meinem Alter. Seinen Mann stehen ist sicher nicht alles, aber ganz ohne diese Fähigkeit scheint ihm dennoch alles nichts zu sein.

Donnerstag, 11.08.2011

Der Gewitterregen drückte alles nieder, riss halb verblühten Heckenrosen die Blätter ab, warf sie zu Boden, da lagen sie, wie kleine rosarote, rote, weiße Flamingofedern mitten im Gras. Die dunklen schweren Wolken streiften fast die Baumwipfel, die Regentropfen die unablässig, schier unerschöpflich, aus ihnen herunter prasselten, zogen einen dichten Vorhang von Regenschnüren über den Abhang bis hinunter zum Waldrand und nun war doch an der Wolkenkante wieder ein Streifen blauen

Himmels zu sehen. Das Gewitter hatte sie überrascht, alle waren ins Haus gestürzt, hatten eben noch die Wäsche, halbnass, so wie sie war von der Leine gerissen und in den Korb geworfen. Er war wieder der kleine Junge, fasziniert von dem Donnernrollen, den Blitzen, die dicht vor seinen Augen zur Erde zuckten, dicht vor ihm, als wollten sie direkt ins Haus einschlagen. Er konnte sich kaum rühren so gebannt war er, stand zwischen Vorhang und Glasscheibe der Verandatür, direkt an der Scheibe, die Hände links und rechts in Schulterhöhe auf das Glas gelegt. Er spürte die Kühle des Glases, seine Vibration von den Regentropfen, die gegen die Scheibe prasselten, auf ihr zerplatzten, in kleinen Bächen dicht an dicht herunter rannen. Sein Blick war zum Himmel hoch gerichtet, jetzt begann hinter den abziehenden schweren Wolken her, die Sonne die Wipfel der Tannen zu bestrahlen und dann stand der Regenbogen zum Greifen nah vor ihm, fiel direkt vor ihrem Haus zur Erde hinunter, musste auf der Wiese vor dem Wald auf die Erde treffen. Er wusste, da wo der Regenbogen auf die Erde trifft, steht ein Topf voll Gold, nichts hielt ihn mehr, schon war die Tür auf, noch unter den letzten Tropfen rannte er hinaus, kümmerte sich nicht, dass seine Socken im nu durchnässt waren, das Wasser in den Sandalen hin und her quatschte, die Beine bis hinauf zu den Aufschlägen der kurzen Lederhose nass waren. Er lief und lief, hatte den Regenbogen dicht vor sich. Unbedingt wollte er der erste sein, der den Goldtopf in den Armen hielt, kein Rufen hielt ihn zurück, hatten sie ganz vergessen, den Topf Gold, der dort direkt vor ihrer Nase im Gras steht. Sie wird sich freuen, alles wird auf einen Schlag viel einfacher sein. Der PUK Roller, den bekomme ich dann ganz sicher, in rot, mit weißen luftgefüllten Reifen, mit einer Klingel, die Geschwister bekommen natürlich auch etwas, die Mutter ein neues Kleid und dann bauen wir uns ein eigenes Haus, aus dem uns keiner hinaus werfen kann. Wo genau war er noch auf die Wiese gestürzt, der Regenbogen? Er wischte sich die nassen Haare aus den Augen, vor seinen Augen verschwand der Anfang, als habe er es sich anders überlegt, wäre einfach weiter gewandert in den Wald hinein. Er muss doch zu finden sein, weit konnte er nicht gekommen sein und schon war er mitten im dunklen Wald zwischen den Tannen, durch die hindurch die Sonnenstrahlen auf den Waldboden fielen, ihn zum Dampfen brachten. Er schaute nach oben, sah die Streifen Sonnenlicht, wie Strahlen fuhren sie zwischen die Äste, irgendwo da oben musste sich der Regenbogen

verfangen haben, glitzerte es da nicht golden in einer Astgabel? Der Regenbogen war verschwunden, als er durch den Wald hindurch auf der anderen Seite wieder hinaustrat, war er nicht mehr zu sehen. Er rannte auf die Wiese hinaus, blieb stehen, erschöpft, enttäuscht, zum Umkehren bereit, drehte er sich zurück auf den Weg, den er gekommen war. Der Regenbogen narrete ihn, da stand er wieder, auf der anderen Seite des Waldes, nur etwas blasser, als habe er sich keinen Millimeter von der Stelle gerückt, verschwand er oben in den Wolken. Pech gehabt!

Montag, 15.08.2011

Noch drei Tage. Schon seit Jahren hatte er immer wieder diesen, nur mühsam zu beherrschenden Drang in einem Sinfoniekonzert, sich im Zuschauerraum von seinem Sitz zu erheben und laut irgendetwas zu rufen, gerade in einer leisen Phase der Darbietung, in einem Moment andächtiger Stille oder angestregten Hinhörens. Zuerst war da das Wort: Scheiße!, laut gebrüllt, davon kam er aber wieder ab, dass könnten Musiker und Dirigent persönlich nehmen, sich direkt angegriffen, beleidigt sehen, dabei ging es um sie nur zum Teil. Er hatte nichts gegen das jeweilige Programm, das wie gewohnt unbekanntes, auch neue Musik, mit musikalischen Gassenhauern mischte, die jeder immer hören will, zu kennen hatte, die zur Allgemeinbildung gehören. Es war dieses im halbdunklen Zuschauerraum in anständiger Haltung sitzen, die einem der Sitz sowieso vorgab, der für ein sich hinfliegeln keinen Raum ließ. Konzentriertes Hinhören vorgaukeln, mit einem Gesichtsausdruck der Langeweile, geistige Schläffheit, mit gespielter Fachkunde übertünchen. Diese vorgebliche Andacht, dieses weihevoll Zuhören, dem sich alle fügten, widerstands- und willenlos, selbst ein Rascheln beim Auspacken von Hustenbonbons erregte Aufsehen. Man hatte die Wahl zwischen einem schnellen lauten, einmaligen Knister, Knister und diesem bemüht leisen, vorsichtigem Knister, Knister, unterm Sitz, unter der Handtasche, in derselben, mit Pausen dazwischen, die einem feindseliges Kopfschütteln einbrachten, weil jeder wusste, man konnte mit dem Auspacken nie und nimmer fertig sein. Diese Andacht war es aber auch nicht alleine, fesselte ihn die musikalische Darbietung war der Schreizwang verschwunden. Er tauchte nur auf, wenn seine Konzentration nachließ, sich die

Ohren von der Bühne ermattet, gelangweilt, uninspiriert abwendeten, die Augen gleichzeitig über die Reihen hinweg gingen. Hinterköpfe, dicht an dicht, wie aufgeschnürt, graue, weiße Haare, im Wechsel mit frisch gefärbten, frisierten, ondulierten Damenköpfen, deren Alter, die leicht nach vorn gesunkenen Schultern verriet und Frisuren die übergangslos von den 70er Jahren hierher gekommen waren. Abonnenten, die heute hier waren, weil der Konzerttag auf dem Monatskalender in der Küche, im Flur schon lange angekreuzt war. Er dachte an den Orchesterintendanten, der ihm ganz im Vertrauen verriet, dass der größte Teil der deutschen Symphonieorchester sein Publikum in den nächsten zwanzig Jahren auf natürlichem Wege, per Exitus, verlieren wird. Es stirbt ihnen weg, nur noch in Metropolen werden sich die großen Klangkörper halten können.

Er könnte aufstehen laut: Freiheit! Freiheit! Rufen. Das ist kein Schimpfwort, da fühlt sich keiner angesprochen, denkt höchstens an eine politische Demonstration. Er wusste auch nicht, ob es mit einmal Rufen getan sei, ob sich dieser unwiderstehliche Drang dann erschöpft hat. Der Dirigent würde abschlagen, das Orchester hört auf zu spielen, würde sich dem Zuschauerraum zuwenden, im Halbdunkel nach dem Krawallmacher suchen. Wahrscheinlich würden in seiner Höhe die Saaltüren aufgehen die Türöffner stecken irritiert die Köpfe herein. Möglicherweise ginge sogar das Saallicht an und er stünde erbarmungslos im Licht. Würde ihn dieser Eklat ermuntern weiter: Freiheit! Freiheit! Freiheit! oder neutral: Ahhh! Ahhhhh! Ahhhhh! zu schreien? Ein neutraler Schrei wäre nicht politisch interpretierbar, würde die allgemeine Ratlosigkeit noch steigern, was ist mit ihm? Ein Irrer, ein Mordanschlag? Würde er plötzlich knallrot vor Scham in sich, in den weichen Sitz zurück fallen, alles darum geben ein kleines Mäuslein zu sein? Fragen über Fragen, Schwierigkeiten über Schwierigkeiten, bei einem rein technisch, körperlich so einfachem Vorgang. Es war genau dies der Moment, in dem er sich als einen kleinen grauen Punkt, in dieser diffusen Masse wieder fand, sich erschöpft, den Anfall überstanden habend, erleichtert zurücklehnte

Er dachte oft über diese Anfälle nach. Es lag sicher an ihm, er war unaufmerksam, ungerecht, dabei wurde etwas für seine musikalische Bildung getan, das ist doch

was! Wer möchte schon als ungebildet gelten. Lag es an denen da oben, dass bei ihm so wenig ankam, oder lag es an seinen Nerven, die dieser gespielten Anspannung überdrüssig waren, ihm die Wahl ließen herzhaft zu gähnen, oder los zu brüllen. Sich aus der Masse erheben, als einzelner alle Aufmerksamkeit auf sich ziehen, einen Eklat produzieren, wofür, wogegen egal, nur spüren, dass er da ist, sich noch nicht aufgelöst hatte. Vor dem 19. August war leider kein Konzert, keine Gelegenheit mehr, der Eklat fiel aus, Sommerpause. Die nächsten Konzerte sind erst wieder im Herbst. Glück gehabt! Wer auch immer!

Donnerstag, 18.08.2011

Klinik, mit Sack und Pack angerückt. Er kannte bereits alle Wege, bekam sein Bett zugewiesen, Mittellage, der Fensterplatz war leider belegt. Alles wiederholte sich Begrüßung der Mitgefangenen, das obligatorische Abfuhrmittel, nichts mehr essen. Er bekam einen Ablaufplan, der ihn durch das ganze Labyrinth des Hauses führte. EKG, Röntgenbild Thorax, Gespräch mit dem Anästhesisten. In den Wartezeiten auf den Fluren genug Muße auf der Rückseite seiner Krankenakte verschiedene Fragebögen auszufüllen: Raucher? Nichtraucher? Alkohol-, Tablettenkonsum? Allergien? Mit seiner Unterschrift bestätigte er, dass ihm alle Risiken bekannt, vertraut sind, er sich gerne auf sie einlässt, von ganzen Herzen einverstanden, dass es allein seine Sache ist, wenn irgend etwas von dem, was so gut wie nie eintrifft, ihn erwischt, er dann auf keinen Fall Ansprüche gegen irgendwas, -wen, irgendwann und überhaupt stellen wird. Er war rundum beschäftigt.

Etwas fiel an diesem Tag aus dem Rahmen, seine erste Intimrasur, davon später. Es ist Gelegenheit hier zwei sich täglich wiederholende Gegebenheiten anzusprechen, die ihm nicht gleich am ersten Tag ins Auge fielen, aber nach und nach bleibenden Eindruck hinterließen.

Die Krankenschwestern! Es gab, grob unterteilt drei Spezies, die jungen, hübschen, attraktiven, Vorabendprogrammlinikserientauglich, bei einer von diesen brauchte er fast den gesamten Aufenthalt um heraus zu finden, dass gerade sie für ein so durchdringendes Gelächter verantwortlich war, das man gemeinhin als: schmutzige

Lache bezeichnet. Die zweite Gruppe war die mütterlich fürsorgliche, nein fürsorglich waren sie alle, aber hier in dieser besonderen Art gestandener Frauen, denen nichts mehr fremd, die aber ihr Einfühlungsvermögen noch nicht verloren hatten. Der dritten, zahlenmäßig kleinsten Gruppe, war auch nichts mehr fremd, aber sie hatten das Einfühlungsvermögen eingespart: Mannsbilder, die verstehen nur Klartext. Sie gingen davon aus, dass alle Männer erstmal kleine und große Ferkel sind, denen man am Besten alles immer etwas lauter als nötig sagt, klare Ansage, ihnen unmissverständlich zeigt, wo es lang geht, ohne großes Federlesen, ohne sich groß mit lästigen Höflichkeitsfloskeln aufzuhalten. Hart aber herzlich, sie meinten es nicht wirklich böse, für sie waren alle Männer Fernfahrer, oder große Kinder, die im Matsch spielen, sauber gemacht und dringend erzogen werden müssen. Extrawünsche: Hääh!? Er entwickelte ganz schnell seine eigene Taktik diesen Schwesterstyp, der von seinen Mithäftlingen Schwester Rabiata genannt wurde, durch ungewohnte formvollendete Höflichkeit, geradezu von oben herab, locker und leicht auflaufen zu lassen, damit kamen sie nicht zurecht, erstarrten regelrecht, schwiegen tatsächlich, sperrten Mund und Nase auf, weil alle Chips durcheinander geraten waren und neu sortiert werden mussten. Der mütterliche Typ tat ihm gut, bei ihnen fühlte er sich geborgen, ließ sich förmlich in ihre Hände fallen.

Bei den Jungen, hübschen, die immer einen lockeren Spruch auf den Lippen hatten, spürte er deutlich, dass diese Sprüche, deswegen so locker, rüber kamen, weil die drei Männer in diesem Zimmer für sie weder eine Gefahr, noch ein in irgend einer Art und Weise interessantes, anregendes, gar erregendes, erotisches Angebot darstellten. Er war gekränkt, nicht weil er die Absicht gehabt hätte, ihnen Avancen zu machen, aber so eindeutig zu spüren, dass sie in dieser Hinsicht nicht mehr existent waren, beleidigte ihn. Sie befanden sich in einer hilflosen Lage, inkontinent, Urin und Blutbeutel durch die Gegend schleppend. In ihren Bademänteln, Trainingsanzügen, ausgeleierte Jogginghosen waren sie wirklich keine Hingucker. Es reizte ihn nun erst recht, aus Trotz, irgendeines dieser jungen Dinger flach zu legen, und dann, stünde er da und könnte das Verlangen nicht in die Tat umsetzen, würde sich blamieren, sich diesem Gelächter aussetzen, dass aus dem Schwesterzimmer durch die Flure hallte und von ausgelassener Stimmung zeugte. Sie waren Witzfiguren,

Papiertiger! Selbst der Spruch: Geld macht sexy, hilft nicht. Es ist nicht so, das er immer nur an Sex dachte, aber er staunte, nach der Operation, nach den furchtbaren ersten 5 Tagen, als er sich als: „Der Mann ohne Unterleib“ fühlte, doch wie viel Platz plötzlich in seinem Oberstübchen war.

Auf den Jahrmärkten der Jahrhundertwende, zur Kaiserzeit von Wilhelm zwo, waren in den Zelten mit den Abnormitäten, Damen ohne Unterleib eine der Sensationen. Die Besucher schauten durch ein Guckfenster in eines der Kabinette und bekamen, mit Hilfe einer ausgeklügelten Spiegeltechnik, täuschend wirklich, das Bild einer Frau ohne Unterleib gezeigt, die man auf einem Tisch abgestellt hatte, zwischen dessen Beinen man hindurch schauen konnte. Selbstredend waren es junge, bildschöne Frauen, mit großzügigem Dekollete, oder mit einem Schleier, der gerade noch die Zensur passiert hatte, mehr ausgezogen als verhüllt, Appetit machte, heißes Begehren weckte, auf dieses Dreieck darunter, dass bei diesem armen Geschöpf leider nicht vorhanden war. Als „Mann ohne Unterleib“, mit seinen sechzig Jahren, wäre er auch so keine Attraktion, kein Appetizer, keiner würde sich bei ihm lüsterne Gedanken über das da unten machen.

Privatpatienten! Er saß, hinein gelotst durch eine Leuchtziffernanzeige, beim Aufnahmegespräch, in einer der etwas größeren gläsernen Telefonzellen, mit Glastür, auf der außen eine Nummer stand. Die nette Servicemitarbeiterin des Krankenhauses war durch die offene Rückwand gekommen, hatte hinter dem kleinen Schreibtisch Platz genommen und ihn begrüßt: „Haben sie eine Zusatzversicherung?“ „Ich bin nichts besonders, möchte genauso, wie allen anderen, normal sterblichen, behandelt werden.“ „Bei uns werden allen Patienten medizinisch gleich gut behandelt, da gibt es keine Unterschiede, da können sie ganz beruhigt sein!“ Dabei lächelte sie. Er war überhaupt nicht beunruhigt, nicht in diesem Moment. Das müssen sie so sagen, genau wie ihm bei den Schwestern, aufgefallen war, dass dieses Qualitätsmanagement, QMS, Früchte zeigt, alle sind geschult, stellen sich mit Namen und Funktion vor. Auch hier in der Telefonzelle ist die Servicekraft trainiert, sich so zu formulieren, dass dem Krankenhaus kein Imageschaden entsteht, Abläufe nicht in Unordnung gebracht werden, keine Missverständnisse entstehen.

Soweit so gut. Privatpatient, diese Wortkombination, das Pendant: Dienstpatient, das wäre er. Privatpatienten hieße, sie werden außerhalb der Dienstzeit behandelt, sozusagen ein Hobby, ein Freizeitvergnügen. Ihm persönlich wäre das viel zu gefährlich, von jemandem behandelt werden, der nach seinem langen Dienst, womöglich erschöpft und abgeschlafft, zu ihm kommt, wie leicht können sich da Fehler einschleichen. Privatpatienten lässt man darüber wohl im Unklaren, entschädigt sie für diesen nicht ungefährlichen Nachteil dadurch, dass ihnen das Gefühl gegeben wird, etwas ganz besonderes zu sein, so wichtig, dass für sie, wie sonst nur für gute Freunde, sogar private Zeit geopfert wird. Er konnte beobachten, wie diese besonderen Menschen diskret in Empfang genommen, abgeschirmt wurden, damit mögliche, peinliche Berührungspunkte mit Dienstpatienten im leider für alle Patienten zugänglichen Aufenthaltsbereich, vor der verglasten Kommandoleitstelle der Station, wenn schon nicht gänzlich vermieden, wenigsten so gering wie nur irgend möglich gehalten werden konnten. Diese Privatpatienten hatten auf der Station hinten einen eigenen kleinen Trakt, sie mussten nicht einen gemeinsamen Flur mit den Dienstpatienten teilen, man kam sich nicht in die Quere, nur bei unumgänglichen Wegen ganz hinaus, oder zu Behandlungen, aber auch da könnte man, im Extremfall, das hintere Treppenhaus nutzen, das als Notausgang gekennzeichnet war, aber leider über keinen eigenen Fahrstuhl verfügte. Sie hatten dort Ein- und Zweibettzimmer. Auf seinen späteren Wanderungen über den Flur ist er einfach auch hier entlang gegangen. Es stand kein Hinweisschild dort, dass das unerwünscht sei. Dabei hat er festgestellt, wenn Schwestern in die Zimmer hinein gingen, heraus kamen, dass sie farblich wohnlicher, bunter gestaltet waren, obwohl gleich groß wie ihre Zimmer auf der anderen Seite, größer wirkten, weil sich eben nur eines, höchstens zwei Betten darin befanden. Das zweite Highlight, das er beobachten konnte, war, dass ihnen mit dem Frühstück die Morgenzeitung ans Bett gebracht wurde. Einmal hatte ihm die Stationsschwester auch eine zugesteckt: „Aber nicht verraten!“ hat sie ihm noch eindringlich zugeflüstert. War ihm klar, dass er jetzt nicht jeden Morgen die Zeitung verlangen konnte, mit der Drohung, er würde sie sonst verpetzen. Die morgendliche Zeitungsgabe war ganz offensichtlich ein

Alleinstellungsmerkmal der Privatpatienten, wenn jetzt heraus käme, auch ein gemeiner Dienstp Patient hätte sie einfach so bekommen, unvorstellbar! Im Übrigen taten sie im Leid, so ganz alleine, abgeschottet in ihren Zimmern, während er in häufigem Wechsel Überraschungsgäste auf sein Zimmer bekam, für Abwechslung immer gesorgt war. Er geriet in geradezu intime Nähe zu Menschen, auf die er sich in seinem früheren Leben in dieser ausweg- und distanzlosen Form nie hätte einlassen müssen. Als Student hatte er von den Proletariern, vom Aufstand der Werktätigen geschwafelt, aber war doch keinem wirklich begegnet, so Aug in Aug, so dass er sich hätte stellen müssen. Heute gab es die Arbeiterklasse in der Form nicht mehr, dafür aber gesellschaftliche Zustände, die tatsächlich global nach geradezu revolutionären Umgestaltungen schrien. Seine verbindliche, höfliche Art geriet ihm auf seinem Dreibettzimmer zum Vorteil, er passte seinen Sprachstil an, hörte aufmerksam zu und lernte viel.

Später hat er noch darüber nachgedacht, dass allein die Existenz von Privatpatienten die Menschenwürde aller anderen verletzt, denen deutlich gezeigt wird, dass sie weniger wert sind, weil sie weniger Geld haben. Das viel beschworene Vertrauensverhältnis zwischen Arzt und Patient, sie haben es gründlich entsorgt. Heute sitzen dir im Arzt, Kaufmann und Marketing Director als Dreierpack gegenüber, wird eine kostenpflichtige Zusatzleistung verschmäht, wagt man gar deren medizinischen Nutzen in Frage zu stellen, fährt im Arzt der Kaufmann die Stachel aus, holt den Marketing Fachmann zu Hilfe, der ihm mundgerecht formulierte Totschlagargumente zusteckt, die einem den Rest geben. Igelleistungen, individuelle Gesundheitsleistungen, bleibt man dann noch widerborstig, ist es besser, sich einen anderen Arzt oder Apotheker seines Vertrauens zu besorgen. Diese Ärzte machen ihr Geschäft mit der Eitelkeit, Unsicherheit, Angst und Dummheit ihrer Kunden, genau wie Versicherungsvertreter und Bankberater, die Investmentfonds verkaufen. Ausnahmen bestätigen die Regel. Es ist natürlich schicker, seine Kunden Patienten zu nennen. Sie haben sogar recht, sich nur angeschaut was das Lateinische Patientia genau bedeutet: Geduld, Nachsicht, Nachgiebigkeit und siehe da der Begriff passt, das erwarten sie. Ein Kunde ist da wesentlich fordernder, aggressiver, kennt womöglich seine Rechte, fühlt sich gesund und stark.

Die Bindung des Wertes eines Menschen an seine wirtschaftliche Kraft empörte ihn, machte ihn im nach hinein noch wütend. Alle Menschen sind gleich, von wegen, die einen sind halt immer etwas gleicher. Keiner geht gerne, freiwillig ins Krankenhaus, alle kommen, weil sie hilfebedürftig, in Not sind. Unerträglich, dass es in dieser Situation Menschen erster und zweiter Klasse gibt. Du bist doch nur neidisch! Nein, das hat mit Neid nichts zu tun. Draußen in der Gesellschaft, kann er damit leben, wenn sich der eine mehr, der andere weniger leisten kann, aber da wo der Mensch schutz- und hilfsbedürftig ist, als Kind, krank, als alter Mensch, da darf es doch keine Unterschiede geben. Die Frau, die hier als Krankenschwester ein Leben lang arbeitet, mit familiär-, kinderbedingten Pausen, teilweise mit reduzierter Stundenzahl, irgendwann bekommt sie eine kleine Rente, die reicht dann nur für Schmalhans den Küchenmeister. Ihm ging diese Fernsehsendung durch den Kopf, eine dieser Talkshows, Thema: Ethik und Moral in der Wirtschaft. Ein Manager, mit, nach nur neun Monaten Arbeit, Anspruch auf eine jährliche Rente von 400.000 €, saß neben der Krankenschwester einer Kinderkrebstation, mit vielleicht 1.800 €, netto, im Monat. Der Manager hätte vor Scham in den Boden versinken sollen, tat er aber nicht, er fand das ganz ok so und meinte bar jeden Anstands wichtiges beitragen zu können zu: Ethik und Moral.

Frieden den Hütten! Krieg den Palästen! Damals, 68, waren die werktätigen Massen wenig empfänglich für Revolutionsrhetorik. Sie nahmen teil am wachsenden Wohlstand, verdiente der Mann am Fließband x DM verdiente das Management vielleicht das dreißigfache, nachvollziehbare Relationen, die akzeptiert wurden, heute ist der Abstand das dreihundertfache und mehr. Jetzt haben die Menschen das Gefühl, dass die Schere zwischen arm und reich gewaltig auseinander geht, die Demokratie von den Lobbyisten schon längst am Nasenring durch die Menge geführt wird. Wie sonst sollen einfache Sterbliche verstehen, warum sie täglich beim Einkaufen betrogen werden, weil nicht möglich ist, durchzusetzen, dass in den Verpackungen drin ist, was auf ihnen so farbenfroh lockend abgebildet ist. Wir nehmen Holzspäne für Erdbeergeschmack und essen Schimmelpilze die uns alle Früchte der Welt vorgaukeln. Da weiß man, wer in diesem Land in Wirklichkeit das

Sagen hat. Der Kapitalismus hat keine Skrupel von der Demokratie auf jede andere Staatsform umzusteigen, wenn sie mehr Profit verspricht. Moral, Sitte und Anstand kennt er nicht, Angst vor dem starken Mann, wenn wieder lauthals nach ihm gerufen wird, auch nicht, darin hat er im Land der Dichter und Denker Übung.

Politikverdrossenheit, wenn wundert es? „Kapitalismus war als Kind schon Scheiße!“ stand in Berlin in großen Lettern auf eine Mauer gepinselt.

Unerwartet wurde er zu einer Intimrasur abgeholt, darauf war er nun überhaupt nicht vorbereitet. Ein Praktikant, schmaler junger Mann, mittelgroß, dunkelbrauner, dichter Haarschopf. Rehaug erzählt, das er nach dieser Station auf die Intensiv, dann zur Notaufnahme kommt, sicher spannender als hier bei den Urologen, dabei hielt er seinen Penis hoch, mit spitzen Fingern, um die Haarbüschel um den Hodensack abzurasierern. Blaue, sterile Gummihandschuhe, er brauchte ein ganzes Paket dieser Einmalrasierer, verrichtete sein Werk in ruhigen, gelassenen, geradezu gelangweilten Bewegungen. Er konnte sich nicht erinnern, dass sich jemals jemand so gänzlich unbeteiligt mit seinem Schwanz beschäftigt hatte. Dabei hatte er schon einmal nachgedacht über so eine Rasur, als erotisch prickelndes Abenteuer. Er hatte sich diesen Vorgang als Bestandteil eines Sexspieles vorgestellt, aber doch nicht so, mit spitzen Fingern. Er lag auf der Behandlungsliege, schämte sich nicht einmal, weil dieser ganze Vorgang so technisch beiläufig, so unerheblich war, dass er sich überhaupt nicht daran störte sich auch noch umzudrehen, damit ihm der Praktikant den Hintern rasieren konnte. Sie nannten das Badehosenrasur, damit war klar, um welche Zone es rundherum ging. Natürlich ging man von einer normalen Badehose aus, nicht von diesen knappen und knappsten Dingern, die im Extremfall gerade mal das Glied bedecken und hinten nur ein Bändchen hatten. Wer will einen sechzigjährigen mit so einem knappen Teil, mit seinen schlaffen Hinterbacken auch sehen, ohne dass ihm schlecht wird. Man war jetzt in einem Alter, wo das Licht wieder ausgemacht gedimmt wurde, wenn es zur Sache ging, früher, ganz früher, konnte es nicht hell genug sein, hatte man nichts, aber auch rein gar nichts zu verbergen, zu kaschieren und nun so was.

Freitag, 19.08.2011

„Seid fruchtbar und mehret Euch!“ Die letzte Nacht der Fruchtbarkeit war vorbei. Gott sei Dank hatte er sich gestern noch entleert, das war noch Dauerthema gewesen, bis in den Abend hinein. Er hatte das Abführmittel zu spät genommen. Er wurde gedrängelt, wo er nichts beschleunigen konnte, aus Angst, er würde morgen als erstes den Operationstisch einsauen und ihnen würde man Vorwürfe machen: „Wann hat er denn das Abführmittel genommen?“ „Viel zu spät! Da müssen sie doch drauf achten, das es gleich, in ihrem Beisein genommen wird, wissen sie doch!“ Es hatte noch geklappt, er konnte der Schwester stolz Vollzug melden und alle waren erleichtert, er ganz besonders.

Er stand im Bad, frisch geduscht, einen Moment noch für sich allein. Abschied nehmen. Sein letzter Morgen heil, unversehrt. Ein letztes Mal Hand an sich legen? einen Ständer produzieren? So zum Abschied? Doch nicht hier, gerade dann wird geklopft, oder gleich die Tür aufgerissen, ohne anzuklopfen, was für eine Blamage! Vorhin unter der Dusche, getarnt unterm Einseifen, hätte er daran denken sollen, Chance vertan. Jetzt hier vor dem Waschbecken, mit dem nackten Hintern zur Tür, geht überhaupt nicht!. „Liebe Patienten, bitte schließen Sie sich nicht ein, damit in Notfällen sofort geholfen werden kann!“ stand dort in großen Lettern, gedruckt auf weißem DIN A4 Bogen, in eine Klarsichthülle gesteckt, mit Tesafilm befestigt.

Wenn er sich auf die Zehenspitzen stellte, den Hals reckte, die Augen dicht an den Spiegel heran führte, konnte er noch einmal von oben herab, steil an sich herunterblicken, als hätte er ein Gegenüber, dass auf Kussnähe direkt vor ihm stünde. Er sah sein Geschlecht, haarlos, nackt und bloß, es gefiel ihm, beschnittene Männer sehen einfach appetitlicher, angrifflustiger, nicht so wie eine verschlafene Raupe aus. Frisch geduscht, mit etwas Hautcreme behandelt, Bodylotion, schimmerte die Haut gerade im frisch rasierten Intimbereich samten. Er wollte nachher auf dem OP-Tisch einen guten Eindruck hinter lassen. Sein Geschlecht, sich offen anbietend wie beim barberinischen Faun, erinnerte ihn an diese griechischen Statue, an ihren Marmor, der in seiner polierten Härte so weich, anschiemig wirkte.

Gleich würden sie hinter ihm an die Tür klopfen, sie würde aufgehen, Wärme, Duft, warmes Licht, heißer Dampf würden hereinströmen. Der alte schmalgliedrige Mann stünde wieder vor ihm, ihn abzuholen, überreicht ihm ein großes, weißes, flauschiges Handtuch, zeigt, hilft ihm, sich damit zu umgürten, sich das eine lange Ende wie eine Toga elegant über die Schulter zu werfen, als wäre er wieder in Istanbul, in dem alten Hamam, ganz in der Nähe des Taksim Platzes. Aber diesmal wäre es nicht dieser alte schmalgliedrige Mann, mit dem Gelehrtenengesicht, dem silbergrauen Bürstenhaarschnitt, dem noch tiefschwarzen Schnäuzer unter der gebogenen schmalen Nase, die ihm etwas von einem edlen Raubvogel gab, der das Jagen nicht mehr nötig hatte, der ihn mit aristokratisch, lässiger Eleganz auf den Weg von der Umkleidekabine in die Kuppelhalle geleitete. Quellende Dampfwolken hingen in der Luft, zogen langsam hinauf in die Kuppel, dicht gefolgt von den nächsten. Kurz war der Blick frei, dann verschwamm wieder alles schemenhaft. Sonnenlicht fiel in schmalen Streifen, wie Suchscheinwerfer, durch die bunten Glasfenster der Kuppel färbte die Wolken ein, wanderte zwischen ihnen als farbige Lichtpunkte über die hohen, sich oben zur Kuppel hin neigenden, Wände. Ein frischer Geruch von Seife, von Sauberkeit hing in der Luft, gemischt mit einem anderen, der ihn an Südfrankreich an das Mittelmeer, an Sonne, Licht und frischen Wind vom Meer hinauf erinnerte. Später erfuhr er, dass es der herbfrische Duft des Lorbeerbaumöls war, dass der Seife beigemischt wurde. Er wählte sich allein, mitten im Raum ein großes rundes Podest, mit Schlitzen über dem Boden aus dem unablässig dieser heißer Dampf quoll. Das Podest war rundherum mit großen dunklen, fast schwarzen steinernen Platten belegt, jede sicher über zwei Meter lang und gut einen Meter breit. Das Podest war also eigentlich nicht rund sondern vieleckig. Als er die Platten entlang ging, als ob sein Auge sie zählen wolle, sah er, dass er doch nicht allein war. In großen Abständen zueinander lagen dort mehrere, nackte Körper, die sich über ihr Gemächt ein schmales Tuch gelegt hatten, so eines wie ihm sein Begleiter gerade über den Unterarm legte. Es roch frisch gewaschen, geplättet, duftete ähnlich dem Geruch, der im Raum hing. Ganz in Gedanken hatte er sich von seinem Begleiter, als sei er sein ihm seit Jahren vertrauter alter Diener, wieder aus seiner Toga herauswickeln lassen. Der alte Mann, legte sie für ihn im Eingangsbereich auf einer Bank, für Nachher zurecht und verschwand. Er war allein, nackt unter Wölfen, nur mit

Holzpantinen an den Füßen, die ihm bereitgestellt worden waren. Er suchte sich einen Platz auf dem Podest. Für einen Moment schreckte das Klackern seiner hölzernen Sohlen, die Ruhenden auf, sie richteten sich auf, abgestützt auf ihren Ellenbogen, nur um sich sogleich, als ihr Verstand ihnen sagte: ist doch nur ein neuer, kurz störender, Besucher, wieder beruhigt in die alte Lage zurück gleiten zu lassen. Er bettet sich auf eine der großen Platten, genoss die Wärme, die sie an seinen Körper abgab, die ihn wohligh ausfüllte, Zeit und Raum verschwinden ließen.

Es war Scheherazade, die ihm gleich gebracht werden würde und er? Er war der persische König Schahrayâr, der jeden Tag eine neue Frau heiratet, die er gleich nach der Hochzeitsnacht hinrichten lässt, nur bei dieser ersten und einzigen Nacht war er sich sicher, dass die Frauen ihm treu waren. Scheherazade lässt er zur großen Überraschung des ganzen Hofes leben. Keiner kennt ihr Geheimnis, jede Nacht erzählt sie ihm eine neue Geschichte, die sie immer in der Morgendämmerung, gerade dann, wenn es besonders spannend wird, abbricht. Ließe er sie töten, wie alle ihre Vorgängerinnen, würde er das Ende nie erfahren. Seine Neugierde ist größer, spannt ihn auf die Folter, er denkt überhaupt nicht mehr daran, sie töten zu lassen. Dieses Spiel geht Tausend und eine Nacht lang. Sie gebiert ihm drei Kinder, bis endlich jeder Zweifel an ihrer Treue zur Gewissheit geworden war.

Scheherazade würde sich gleich seiner annehmen. Er könnte in ihrem Schoss ausruhen, umgeben von Wärme, dem Duft von Ambra und Sandelholz und keiner würde es wagen, sie zu stören. Es kam natürlich anders. Er hatte für sich im Hamam das komplette Programm gebucht. Ein türkischer Freund hatte ihm auf einem Zettel aufgeschrieben, wie mit ihm zu verfahren sei. Den hatte er beim Empfang abgegeben, anstandslos bezahlt und schon wurde er an seinen alten Führer weiter gereicht. Das Hinwegträumen hatte nicht lange angehalten. Eine nervöse Unruhe baute sich langsam von unten herauf auf, wie ein leichtes, stetig anwachsendes Kribbeln im Bauch: Was werden sie mit ihm anstellen? Was würde jetzt auf ihn zukommen? Worauf hatte er sich nur eingelassen? Er steckte in der Falle! Er gab sich entspannt, zupfte an dem Leinentuch, dass er dekorativ über sein Geschlecht

gebreitet hatte, konzentrierte sich auf die Wärme, die der Stein ausstrahlte. Ein schwerer Muskelmann kam durch den Dampf auf ihn zu, ein breites, kariertes Handtuch knielang um die Hüften geschlungen, eines über die Schulter geworfen, mit einer großen dampfenden Schüssel im Arm. Oh! Es geht los! Nein, er ging an ihm vorbei, zu einem anderen, der hinter ihm lag, außerhalb seines Blickfeldes. Er atmete auf, noch einmal gut gegangen, noch nicht an der Reihe. Der andere hinter ihm entpuppte sich kurz darauf auch als Deutscher, gab sogar seinen Namen preis: Richard. Dieser Richard war kein Richard Löwenherz, er quiekte unter den martialisch, klatschenden Schlägen wie ein Ferkel. Keinen Laut werden die Sarazenen aus mir heraus bekommen, schwur er sich, biss die Zähne zusammen, rief sich die Runen der tapferen Wikinger in Erinnerung, die sie in der Hagia Sophia in die steinerne Brüstung geritzt hatten, als sie Konstantinopel 840, 900, egal, Schlag mit tot! Irgendwann nach Christi Geburt gebrandschatzt hatten. Sein Folterknecht kam, ein schwerer, dicker Mann, kein Fett, alles Muskeln, bis auf die Schultern hinauf behaart, auch er mit einer großen dampfenden Schüssel, über den Rand gelegt ein grob gewirkter Handschuh. Er machte kein Federlesen, schäumte ihn von Kopf bis Fuß mit Seife ein, wusch, rubbelte ihn mit diesem Handschuh ab, walkte ihn durch, bis kein Wirbel mehr auf dem anderen war, führte ihn zu einem heißen Wasserstrahl in einer Nische. Er hätte sich nicht gewehrt, wenn er ihn auf seinen starken Armen dorthin getragen, auf die gemauerte und gekachelte Sitzbank platziert hätte, auf der er jetzt saß und aus direkter Nähe immer wieder mit heißem Wasser aus dieser Schüssel übergossen wurde. Dabei kam ihm dieser Koloss sehr nahe, massive, dicht schwarz behaarte Oberschenkel teilten das Handtuch, dass sich der Dicke um die Taille gewickelt hatte: dann mach' ich mir 'nen Schlitz ins Kleid und find es wunderbar. Zuletzt machte der Wächter des Haman ihn darauf aufmerksam sein Geschlechtsteil selbst zu säubern, das hatte er sorgfältig umrundet, dort keine Hand angelegt. Das er beschnitten war, hatte ihn sicher vor schlimmeren bewahrt, zumindest stand er nicht im Verdacht ein verruchter Christenmensch zu sein. Es klopfte wirklich, energisch, unmissverständlich, ohne eine Antwort abzuwarten, steckte die Schwester den Kopf durch die Tür, fragte ob alles in Ordnung sei. Eile sei geboten, die Visite im Anmarsch. Es machte ihr nichts aus, dass er noch im

Adamskostüm vor dem Spiegel stand: wenn man hier arbeitet, bleibt einem nichts fremd!

Visite! Auf dem Flur zu hören, Krankenzimmertüren die auf und zugingen, dazwischen das Herdengetrappel mehrerer Personen, die sich näherten. Ein Rhythmus sich wiederholender Geräusche, mit Pausen, dann verschwanden die Stimmen in den Krankenzimmern. Die sonst scheinbar ungeordneten, immer wieder hektischen Abläufe auf der Station, weil hier, oder da, eine gedrückte Klingel, Bewegung verursachte, etwas schnell zu erledigen war, alle damit zusammenhängenden Geräusche waren plötzlich verschwunden, wie aufgesaugt, als habe diese eine, rhythmisch wiederkehrende, Klangwolke alle anderen widerstrebenden Geräusche unter sich vereint. Jetzt waren sie schon nebenan, die Pause füllte sich mit bedrohlichem Gemurmeln, das durch die Wand drang. Es kam etwas, das schon bei seiner Annäherung auf seine ganz besondere Bedeutung akustisch aufmerksam machte, sie in ihren Betten in gespannte Erwartung versetzte. Stilles in sich gekehrtes Memorieren über das, was man gleich, unbedingt, zur Sprache bringen will und lässigen Sprüchen, als stünde man himmelhoch über alles, ließe sich von solchen Auftritten überhaupt nicht beeindrucken und machte gerade dadurch sichtbar wie sehr sie einen eben doch beeindruckten, wie wirkungsvoll diese alten, erprobten Rituale immer noch sind. Dazu gehörte er. Er dachte noch schnell, um sich abzulenken, an die andere Geräuschwelle, die auch in einem bestimmten Rhythmus, aber wie eine Operettenouvertüre herannahte, die Essensausgabe, das war eine herbei gesehnte Abwechslung. Kurzweil, Juchhe, Gelegenheit mit den Schwestern zu scherzen, da war was los. Gemurmel vor ihrer Tür: Sie wird auf gestoßen, herein schwebt der Chefarzt, als einziger im weißen Arztkittel, die anderen, für die bevorstehenden Operationen, schon grün gewandet, dazwischen der Wagen mit den Patientenakten, von der Stationschwester geschoben. Ein Pulk, 5 bis sechs Personen, die den Ausgang versperrten, jeden Fluchtversuch zum Scheitern verurteilten. Es geht der Reihe nach, von Bett zu Bett, mit gedämpfter Stimme erstattet der Stationsarzt Rapport: Name des Patienten, Befund, Tagssituation, Laborwerte, Temperatur, Luftdruck, Kühlwasser, was zu tun ist, heute anliegt. Der Chefarzt hört zu, steht seitlich am Fußende des Krankenbettes, den

Kopf, mit erhobenem Kinn, nach links gedreht, sein Ohr dem Berichterstatter zugewandt. Bei gekräuselter Stirn folgt der Blick dem Ohr, schweift von dort oben immer wieder gnädig herab auf den Delinquenten, der andächtig lauscht, zu enträtseln versucht, was dort oben gerade über ihn erzählt wird. Geheimsprache, Fachchinesisch, Paragraph soundso: Kennen sie nicht? Pech gehabt! Mit medizinischer Vorbildung ist man hier eindeutig im Vorteil. Er war mit seinen Ohren ganz dicht bei dem der gerade verarztet wurde, nahm sich fest vor, wenigsten ein kluges Gesicht zu machen, als würde er alles verstehen, damit allein hatte er schon so manche Prüfung zu seinen Gunsten beeinflusst, sie würde sich bei ihm vielleicht nicht ganz so sicher fühlen: Feind hört mit! und sich in Acht nehmen. Natürlich vermied er bei seinem Lauschangriff, seinen Nebenmann auch noch anzuschauen. Aus seiner Neugierde sollte doch keine offensichtliche, unübersehbare, unschickliche werden.

Die Bedeutung des Patienten wächst mit der schwere seines Befundes, dem Aufwand, der um ihn betrieben wird, werden muss, danach ob er die Operation noch vor oder bereits hinter sich hat. Die höchste Stufe, die man dabei erreichen kann ist, wenn alles auf Messers Schneide steht. Vor ihnen der Kommandeur, dem die Helden der gestrigen Schlacht vorgeführt wurden, die, die überlebt hatten, denen er persönlich das Verwundetenabzeichen, das eiserne Kreuz, an die Brust stecken wollte. Er hob die Haut unter der rechten Brustwarze zwischen zwei Fingerspitzen ein wenig an, stößt die Nadel mit einem kräftigen Ruck hindurch, schließt den Bügel und klopfte dem Tapferen kurz anerkennend auf die Schulter. Er hörte diesen jovialen, volksverbundenen Tonfall: „Alles wunderbar gelaufen, wenn alles so weiter geht, können sie Ende der nächsten Wochen nach Hause.“ Man kam hier also durchaus wieder lebend raus, das war doch beruhigend. „Den Katheter ziehen wir in vier, fünf Tagen.“ Er musste schlucken, stimmt, damit werden sie ihn auch noch ausstatten. Er wollte sich das nicht wirklich vorstellen, hat nur bei seinem Nebenmann den Schlauch gesehen, der, aus dem Hosenbein seiner Pyjamashorts heraus, zu diesem Beutel führte, der sich im Laufe eines Tages prall füllte. Dann kam die Schwester mit einem Eimer, ließ alles ab, notierte akribisch Menge, Färbung, fand lobende, anerkennende Worte, wenn man eine leuchtend gelbe, glasklare Flüssigkeit

zustande gebracht hatte, die aussah, wie eine gutes Bier, das man ärgerlicherweise vergessen hatte zu trinken, nun stand es abgestanden, warm, ohne Schaum auf dem Küchentisch.

Der Feldherrenhügel wandte sich ihm zu, geballte Aufmerksamkeit. Ein Neuer, Frischfleisch. Er hörte seinen Namen, Diagnose: „...wird heute operiert.“ Klang so wie: „Geht heute an die Front, hat sich freiwillig gemeldet!“ Da wo er hören wollte: „Alle Achtung, tapfer der Mann!“ hört er: „Der Patient wollte gerne den Operateur kennen lernen.“ „Ach, sollen wir uns hier jetzt alle vorstellen?!“ fragte der Chef lachend in die Runde, ging mit seinem Blick ganz bewusst über seine Augen, seinen Kopf hinweg. Allgemeines Schmunzeln, unterdrücktes, glucksendes Lachen. Touché dachte er: Sie wollen sich nicht in die Karten schauen lassen, dabei geht es hier um meine Haut. „Bei uns ist egal wer operiert, wir sind alle top, nicht wahr meine Herren“ sichtlich amüsiert wandte sich der Feldherr seinem Stab zu. Sicher dachte er: Könnte ja jeder kommen. Nachher werden wir hier noch haftbar gemacht, irgend so was schoss ihm durch den Kopf, dabei schämte er sich: Warum hatte er nur einen so offensichtlich blöden Wunsch geäußert. Hätte er doch lieber die Klappe gehalten. Er ist ihnen ausgeliefert, die haben ihn in der Hand, können mit ihm machen, was sie wollen. Einer der Laubfrösche mit den blauen Gummiclogs hob den Zeigefinger der rechten Hand: „Ich“ natürlich ohne seinen Namen zu verraten. Aschblonde Haare, die oben etwas lichter wurden. Er hatte schon die ganze Zeit lässig, fast an die Wand gelehnt, gestanden, neben ihm, gleichgroß, ebenso schlank und durchtrainiert, noch einer, mit schwarzen Haaren, akkurat gescheitelt, keine wuscheligen, kurzen Locken wie sein Nachbar, der auf eine unnachahmliche, unübersehbare Art die ganze Zeit Kaugummi kaute, als spiele er in einem dieser amerikanischen Gerichtsmedizinerkrimis mit. Viel später wird er durch Zufall in seiner Krankenakte ihre Namen entdecken und sich merken. Es waren die Oberärzte. Sie standen dort, wie die ersten Minister des Königs. „Den König müssen immer die anderen spielen“ fiel ihm ein, einer der Leitsätze des Theaters, hier war er Wirklichkeit. Der grüne Mann kam auf ihn zu. „Machen Sie mal ihren Bauch frei.“ Aber gerne doch, er klappte seine Zudecke etwas zurück, wickelte das Nachthemd unter der Decke nach oben bis der Bauch frei lag, ließ ihn befühlen: „Blindarm?“ Ihre Augen trafen sich:

„Ja“ die kleine Narbe war noch von der Blinddarmoperation, bald vierzig Jahre her. In seinen Augen muss etwas wie: Ist damit was? gestanden haben: „Kein Problem“ Dann lüpfte der Marsmensch einfach die Zudecke schaute hinein, alles lag offen vor ihm: „Schon rasiert, na prima!“ Er war richtig stolz, dass er so proper vorbereitet war, als habe er es selbst getan. „Bitte keine Parallelgespräche, während ich hier noch zu tun habe!“ Ihr Chef machte sich bemerkbar und beendete den Nebenkriegsschauplatz in seinem Rücken. Der große Blonde ging auf weichen Gummisohlen an seinen Platz zurück. Die beiden Männer ließen ihn nicht mehr aus den Augen, als nähmen sie bereits Maß, als scannten sie ein, hätten schon vor ihrem geistigen Auge, wo sie die Messer ansetzen, ihn aufschneiden würden. Es war der Mechaniker Werkstattblick: Ich bin doch keine Maschine, kein Auto! Ich bin aus Fleisch und Blut!

Später, wird er feststellen, dass der Satz seines Großvaters stimmte: „Schau dir immer die zweiten Leute an, sind die so gut, wie ihr Chef, können sie ihn jederzeit ersetzen, bis du in guten Händen!“ und an den Satz seines Bruders, auch ein Jünger des Hippokrates: „Oberärzte sind oft die viel besseren Operateure, mehr Routine, mehr Praxis, die haben noch ein Stück Weges vor sich, den ihr Chef schon hinter sich und nicht mehr nötig hat.“ Trappel, Trappel Tür auf, das Geschwader zog im Gänsemarsch hinter dem Chef her. Der Aktenwagen quietsche erbärmlich, versaute den ganzen Eindruck. Die Stationsschwester bekam einen roten Kopf, damit er ja nicht auf dumme Gedanken kam, etwa zu grinsen anfang, rief sie ihm noch, bevor sie die Tür ganz schloss, drohend den Satz zu: „Sie sind als erster dran. Halten Sie sich bereit.“

Wieder ging es mit Castor und Pollux im Sauseschritt mit dem Fahrstuhl in die Unterwelt zur Höllenpforte. Heute fiel ihm der Weg leichter, nicht nur weil er ihn bereits kannte, sie hatten versprochen ihm nicht weh zu tun. Ein kleiner Pieks, eine Kanüle setzen, dann würden sie ihn „abschießen“ ins Nichts. Er hielt seine Bettdecke fest, die der Fahrtwind in Wallung brachte, gab sich leutselig, zeichnete sich in sein Gesicht ein unbeschwertes, souveränes Lächeln. Sie werden alle Schmerzen, Empfindungen, Erinnerungen mit einem dicken fetten schwarzen Markerstift

überdecken. Er wird aus dem dunklen Land zurückkehren, als sei nichts gewesen. Eine nette, freundliche Männerstimme, werbungstauglich, latte macchiato auf einer Piazza bei Sonnenschein. Sauerstoff wird direkt in seine Nase geleitet. Die gute Fee unterhält sich mit ihm, ohne sich ablenken zu lassen, mit sanfter, begütigender, unaufgeregter Stimme, die ihn tatsächlich beruhigte. Er stand auf dem Brunnenschacht schaute mit gerecktem Hals geradezu neugierig tief hinunter, dahin wo das rundherum festgesetzte Mauerwerk sich im schier endlosen Schwarz verlor: „Lassen sie sich einfach fallen, zählen sie langsam...“ Ehe er der guten Fee noch seine drei Wünsche sagen konnte, war er schon verschwunden. Die Panik, die plötzlich mit gespreizten Krallen, weit aufgerissenem, fürchterlichen Rachen aus der Tiefe auf ihn zu sprang, verfehlte ihn um Haaresbreite, verschonte ihn, nur ihren Luftzug hat er noch gespürt.

Als er zurück kehrte lies das Nichts nur einen dunklen Schatten in ihm zurück, wie ein schwarz verhängtes Schaufenster mit einer leuchtend, grellgelben Aufschrift: Zutritt verboten! Eltern haften für ihre Kinder!. Jemand hatte seine Zudecke makellos glatt über seinen Körper gespannt, unter der Matratze festgesteckt. Er konnte seinen Kopf bewegen, sehen, dass er in alle Richtungen verkabelt war. Links führte ein Plastikschauch unter der Bettdecke hervor, Blut. Er konzentrierte sich auf einen Blutpfropfen, hinter dem sich das Blut aufstaute ihn langsam abwärts drückte. Es floss kontinuierlich, kein fester Strahl, es sickerte dahin wie eine versiegende Quelle, wurde in einem dieser Beutel aufgefangen, die unten am Bettgestell befestigt wurden. Auf der anderen Seite der Schlauch mit dieser hellgelben Flüssigkeit. Er spürte den Katheter nicht. Auf der Bettdecke lag ein dritter Schlauch, der oben zu dem Infusionsständer führte. Das Setzen der Kanüle vor der Operation, die Stimme des Anästhesisten, war das letzte, woran er sich erinnerte, jetzt lief dort eine Flüssigkeit, klar wie Wasser in seinen Körper. „Na wieder zurück!“ Die anderen hatten ihn schon erwartet. Die Schwester kam, lüpfte die Bettdecke, kontrollierte den Verband, sein ganzer Bauch war zugepflastert. Er war entsetzlich müde, keine Schmerzen, nur dieses dumpfe Gefühl in seinem Innern, als stünde dort alles unter Schockstarre, hätte den Kontakt zu ihm abgebrochen, unfähig irgendeine Empfindung an ihn weiter zu leiten. Später standen seine Frau, seine Kinder an

seinem Bett. Erschrockene Augen, ja dieses schmale, hilflose Männlein, dieser Schmerzensmann war er, derselbe, der vor gerade einmal 48 Stunden, so wie sie ihn seit Jahrzehnten, von Geburt an kannten, aufrecht auf seinen Beinen stand, sein Leben im Griff hatte, Orientierung, Halt bot. Jetzt lag er da, haltlos, als triebe er allein auf einem kleinen weißen Floß dahin, still ruht der See, unbarmherzig hell und durchdringend von der Sonne beschienen. Er sprach nicht viel, stellte den flehentlichen Wunsch in seine Augen: Nehmt mich mit! Lasst mich hier nicht so hilflos liegen! Er sehnte sich nach der Stimme des Herrn, die zu ihm spricht: Stehe auf und gehe hin in Frieden!

Nacht vom Freitag 19. auf Samstag 20.08.2011

Winter, der Boden festgefroren, in der Nacht hatte es geschneit. Eine erste, dünne Schneedecke lag über dem Feld zum Waldrand hoch. Die Ackerfurchen waren teilweise deutlich, wie mit dem Lineal gezogen, als dunkle Linien erkennbar, nicht genug Schnee, um über alle Unebenheiten, das glatte weiße Laken winterlicher Pracht zu spannen, das in der Sonne glitzert, die Augen blendet. Der Himmel war grau und diesig, Schneeluft, eiskalte Windböen, ein unwirtlicher, verloren scheinender Ort im Irgendwo. Von den Grashalmen an der Böschung neben dem Fahrweg hatte der Wind den Schnee weggepustet, sie schimmerten, als hätte der Frost sie mit einer feinen, dünnen Glasschicht überzogen.

Das weiße Haus stand unter dem Waldrand einsam auf freier Fläche. Die Fenster, über zwei Stockwerke verteilt, im immer gleichen Abstand zu-, übereinander und zu den Hausecken hin, nur einmal unterbrochen, an einer Stelle verlängerte sich das mittlere Fenster nach unten zu einer Haustür, von der eine steinerne Treppe hinunter auf den Fahrweg führte. Ein sauberes zweckmäßiges Rechteck, ohne jede Schnörkelei mit einem dunklen flachen Giebeldach. Schwarze Fensterlöcher in denen kein Licht schimmerte, kein Leben zu erkennen war. Der Himmel, die Landschaft, nichts spiegelte sich im Fensterglas, als gäbe es gar keines, als zöge der kalte Wind geradewegs durch die leeren Fensterhöhlen ins Haus. Die Haustür öffnete sich, sein Vater stand dort auf der Treppe, winkte ihn mit der Hand zu sich heran, in dieser ihm so vertrauten, unnachahmlichen Art, die keinen Widerspruch

duldete. Er lief zu ihm, als er vor ihm stand, sah er diese Wespe, die sich gerade auf seinem Hals abgesetzt hatte. Der Hinterleib des Insektes hob und senkte sich pulsierend, kurz davor zu zustechen. Er hörte seine Stimme, ruhig und gefasst: „Du hast eine Wespe am Hals sitzen. Bleib ruhig stehen, ich scheuch sie weg!“ Sein Vater kam ihm zuvor, sprang zurück, als habe ihn eine Tarantel gestochen, wedelte mit den Armen, schlenkerte mit den Beinen wie eine Marionette, an deren Fäden ruckartig gezogen wurde, eher zufällig schlug er sich das Tier mit dem Handrücken vom Hals und verschwand ruckartig wieder im Haus als rissen ihn unsichtbare Schnüre zurück.

Er legte sich platt auf den Boden, spürte die hart gefrorene Erde, die kalten Kieselsteine und schüttete Körnerfutter in den Hühnerstall, der nur aus einem großen Stück Wellblech bestand, das hinten in der Erde verschwand und vorne kniehoch aus dem Boden ragte, gehalten von in die Erde gerammten Holzpfosten. Er warf Stroh hinein, streute Futter unter das Dach aus. Auf dem Wellblech über ihm hockten dicht an dicht Dohlen, Krähenvögel. In sicherer Entfernung auf dem Weg spazierten Tauben auf und ab. Alles wartete nur darauf, dass er endlich verschwand, sie ihren Teil vom Futter abbekamen. Er schob das Stroh ganz nach hinten, in den schmalen Winkel, da wo das Wellblech im Boden verschwand. Dort fand er ein totes Huhn, um an den Kadaver heran zu kommen, musste er etwas vorrobben, kam fast mit dem Oberkörper in den Hühnerdung, roch die Tiere, die, dicht an dicht, in der anderen Ecke, auf Abstand zu dem toten Körper, standen. Er spürte ihre Wärme, kam nur mit Mühe, mit spitzen Fingern an den Kadaver, angelte ihn zu sich heran, bis er ihn endlich packen, mit Schwung hinter sich ins Freie werfen konnte. Erst dachte er seine überraschende Bewegung hätte die Krähenvögel aufgeschreckt, dann sah er diesen Schatten, den Plastikkanister aus dem eilig, mit hektischen Hin- und Herbewegungen etwas über den Strohbällen ausgegossen wurde. Benzin! Hoch schossen die Flammen, im nu brannte es lichterloh, eine Feuerwand rund um das ganze Haus: Feuer! Feuer! Er wachte auf, hinter den Fenstern dämmerte der Morgen.

Samstag 20.08.2011 bis Donnerstag 25.08.2011

Er kam zu Kräften. Schritt für Schritt wurde er entkabelt. Es floss kein Blut mehr, die Drainage wurde entfernt. Er brauchte keine Infusionslösungen mehr, konnte sich bewegen. Er begann mit seinen Wanderungen über die Flure hinweg, mit dem Henkelmann, seinem Urinbeutel an der Seite, den er diskret unter dem Bademantel verschwinden ließ. Europas Finanz- und Schuldenkrise kehrte in seinen Kopf zurück, er nahm wieder teil am Tagesgeschehen. In der Tageszeitung war großformatig das Bild der Yacht eines russischen Gangsters abgebildet, mit der wichtigen Nachricht, sie, die Yacht, sei zu groß für den Hafen der Reichen und Schönen in Cannes, hätte aber einen bordeigenen Hubschrauber und sogar Miniuboote um unentdeckt an Land gehen zu können.

Rein äußerlich begann er wieder zur alten Form zurück zu finden, wie ein Zug, der vom Abstellgleis wieder hinaus auf seine gewohnte Bahn geschoben wird. Friedrich Schillers Wallenstein: Es ist der Geist der den Körper schafft! Sein Geist übernahm wieder das Regiment, als könne er mal eben bruchlos an der Stelle anknüpfen, an der er am 19. abgeschaltet worden war. Er beobachtete sich, spürte diesen Zwiespalt, einerseits dieses sich Aufrichten, Haltung annehmen, aus dem Bett raus, in gewohnter Haltung, andererseits spürte er deutlich, dass hinter dem abgedunkelten Schaufenster in ihm immer noch das blanke Chaos, Entsetzen herrschte, als sei plötzlich das Licht ausgefallen, als tappe alles kreuz und quer durch die Finsternis, verzweifelt auf der Suche nach sich.

Bekam er Besuch tat es ihm gut, diese dunkle Seite, die ihn ängstigte, nach außen zu kehren, sie brachte ihm Zuwendung, Aufmerksamkeit, Wärme, ja doch: Liebe ein, die er so nötig brauchte, wie die Wüste das Wasser, die aber nur wirkt, wenn sie nicht eingefordert wurde, ganz uneigennützig aus tiefstem Herzen kommend, einem einfach entgegen schlug. Keine abgespulten Beileidsbekundungen, keine Genesungswünsche, die aufgesetzt daher kamen, weil es sich gehört sie zu äußern, kein wirkliches Mitgefühl dahinter stand. Er hatte dafür ein feines Gehör, räumte aber vor sich ein, dass es nicht jedermanns Sache sei, seinen Gefühlen freien Lauf zu lassen. Manch einer hat es nie, oder wieder verlernt, Gefühle zu zeigen, manch einer

war einfach ein bedauernswerter, gefühlskalter Egoist, der nur an sich dachte, selbst auf die Aufmerksamkeit, die das Unglück anderen verschaffte, neidisch war.

Er begann wieder zu lesen, Robert Musil: „Der Mann ohne Eigenschaften“.
Jahrzehntelang hatte der Wälzer im Regal gestanden. Gehörte zur Allgemeinbildung! Er hat immer gelogen, ihn nie gelesen, immer nach wenigen Seiten zugeklappt und wieder weggestellt. Jetzt las er ihn mit wachsender Spannung, als sei er jetzt endlich alt genug für dieses Buch, ihm gewachsen. Er vertiefte sich in die darin beschriebene Parallelaktion, die sich mühte außerhalb der staatlichen Institutionen im Vielvölkerstaat Österreich – Ungarn, in Musils Kakanien, die eine große, alle Völker verbindende, ergreifende, miteinander versöhnende Idee zu finden, mit der 1917 das 70jährige Thronjubiläum des alten Friedenskaisers Franz Joseph begangen und seinen Glanz in die ganze Welt ausbreiten sollte. Der Roman spielte zur Jahreswende ins Frühjahr 1914 hinein. Europa 2011 kam ihm wie dieses Kakanien vor. Auch jetzt war wieder diese alle erfassende Unruhe zu spüren, als sei etwas im Entstehen, als erfordere die Zeit eine Umwälzung von der noch keiner wusste, wie sie aussehen sollte. In Kakanien, unter den Teilnehmern an der Planung dieser epochalen Parallelaktion, breitete sich damals wachsend eine unstillbare Sehnsucht nach der einen Tat aus, der einen Tat, die alles andere in den Schatten stellt, sie alle aus dieser Erstarrung, aus diesem nutzlosen um sich selbst herum drehen endlich erlösen würde: „Es ist so einfach Tatkraft zu haben und so schwierig einen Tatsinn zu suchen.“ Wie wahr, wie wahr, jubelte es in seinem Kopf. Er würde weiter suchen, sobald er hier nur wieder raus ist.

Es beglückte ihn, dass diese, von soweit her, über die Zeit hinweg, zu ihm kommenden Gedanken ihn beflügelten, er für einige Zeit vergaß, dass er der Mann ohne Unterleib war. Alles abwärts seiner Hüften war ihm fremd, gehörte nicht zu ihm. Er hatte keine Beziehung zu diesem verschrumpelten Etwas, das wie ein fetter Engerling an ihm dran hing, in dem ein Schlauch steckte. Das Dings da war ihm nur lästig, störte ihn. Sie gaben ihm etwas zu trinken, um seinen Stuhlgang zu erleichtern. Rein rechnerisch war unumgänglich, dass das, was er oben in sich hinein schaufelte, ihn irgendwann in anderer Konsistenz und Menge wieder verlassen

musste. Er hatte inzwischen mehrfach mit Appetit gegessen, dieser Punkt rückte unerbittlich näher. Er hatte einen quietschroten Rettungsring bekommen, der Schlauch eines Rollerreifens, vielleicht von einer Vespa, damit er überhaupt sitzen konnte. Ohne dieses Luftpolster schossen höllische Schmerzen, wie Blitzschläge, links und recht in den Seiten hoch, als stünden seine Harnleiter bis hinauf zu den Nieren unter Strom. Er hatte Panik, sich fast in die Hocke, auf die Klobrille nieder zu lassen. Er sollte nicht pressen, alles sollte so aus ihm rausflutschen. Als er es ausprobierte wurde er von Schmerzen geradezu zerrissen, wurde ihm schwarz vor Augen. Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn, tropfte auf die grauweiß gesprenkelten Kacheln. Er konzentrierte sich verzweifelt auf dieses kleine Sprenkelmuster, nur nicht ohnmächtig werden, nur nicht kopfüber vom Klo kippen. Er stöhnte, hätte am liebsten laut aufgeschrien, biss sich auf die Lippen. Er hatte schon einmal zugeschaut, als ein Körper von Schmerzen geradezu zerrissen wurde, bei seiner Frau, bei der Geburt seiner Kinder, bei der Entbindung. Ja! Ja! Es war zum Lachen, wenn es nicht gerade zum Heulen wäre, auch er wollte entbinden, abführen, sich befreien. Bei ihm ging es nur nicht um etwas edles, schönes, unvergleichliches, der Geburt eines Kindes, dass mit seinem Erscheinen alle erlittenen Schmerzen wegwischte, bei ihm ging es ganz ordinär um Schei... Das wäre jetzt das letzte, hier auf dem Klo ohnmächtig vor Schmerzen zusammenklappen, und dann finden sie ihn, voll geschissen, besinnungslos, wie peinlich. Er bis die Zähne aufeinander rappelte sich auf, ging unverrichteter Dinge, wartete auf den nächsten Druckanstieg. Sie brachten ihm einen Klostuhl, den konnte er sich über das Klo rollen, dann saß er etwas höher, komfortabler, wie auf einem Thron, musste nicht mehr tief in die Hocke gehen. Es half nur etwas, nicht wirklich und dann immer diese technische Fragen: „Hatten sie Stuhlgang“ „Neeeeiiiiin!!!!“ so schrie er natürlich nur innerlich, wahrte die Form. Stuhlgänge, Gänge zum Stuhl, Schmerzengänge, hatte er inzwischen reichlich absolviert und immer noch einen aufgeblähten Wanst. Sie fragten so, als ob so ein Stuhlgang ein Spaziergang sei. Er hätte doch nie gedacht, das er hier vor derartigen Problemen stehen würde. Zu Hause, in den eigenen vier Wänden, war das eigentlich ein ganz heimelig, entspannter Vorgang, der durchaus genossen wurde, Zeit bot, schon einmal entspannt die Fernsehillustrierte durchzublättern und jetzt diese Schei...! Es wurde eine schwere Geburt, er konnte sich nicht erinnern,

jemals im Leben derartige Schmerzen ausgehalten zu haben, die sich von keinem Schmerzmittel besänftigen ließen. Eine einzige Marter und dann hat es plötzlich funktioniert, als sei ein Damm gebrochen. Er war erlöst.

Jetzt drohte am Horizont nur noch das Ziehen des Katheters. Das ist wohl nicht so schlimm. Er hatte es bei seinem Nachbarn, bei Walter, beobachtet: „Husten Sie einmal!“ und flutsch war das Ding raus. Wenn der nur nicht geschwindelt, ihm etwas vorgemacht hat, so nach dem Motto: Ein Indianer kennt keinen Schmerz. In seinen Harnleitern steckten noch diese feinen, beweglichen Drähte, die sie vor der Operation hinein geschoben hatten, damit sie nicht übersehen, versehentlich zugenäht, vernäht, beschädigt werden, so ungefähr haben sie es ihm erklärt. Davor hatte er noch gehörig Bammel, besonders weil wieder gesagt wurde: „Ach das ist gar nichts, das zieht ein bisschen, das geht bei den meisten ohne Betäubung.“ Ohne Betäubung?! Er glaubte ihnen kein Wort.

Später, beim Durchlesen seiner Tagebucheintragungen hat er sich entschieden, diese letzten Hürden hier an dieser Stelle aufzuführen, um den Leser nicht immer wieder zu erschrecken. Also, das Katheterziehen war wirklich harmlos, wie albern, sich davor zu ängstigen, aber dann kam überraschend noch etwas dazu, das Leben ist halt nichts für Angsthassen, eine Art Dichtigkeitsprüfung. Es war wie früher, wenn sie als Jungen auf dem Hof einen Fahrradschlauch flickten, dazu wurde er prall aufgepumpt und dann, Stück für Stück, zwischen beiden Fäusten abgedrückt, zusätzlich unter starken Druck gesetzt und in einem Eimer unter Wasser gehalten, um mit Hilfe der ausströmenden Luftblasen, das Leck zu finden. So ähnlich war es jetzt. Er lag wieder auf dem Gynäkologenstuhl, der fette Engerling wurde örtlich mit einer Salbe betäubt, rums, ein Katheter eingeführt, geschieht ihm recht und ein Kontrastmittel, unter Druck bis nach oben in die Blase gespritzt. Auf einem Monitor war die Stelle, die Naht zu sehen, die nun die Blase direkt mit der Harnröhre verband. Keine Wirbelbildung, wie bei einem Fluss der über seine Ufer tritt, nichts, der Schlauch war dicht. Da, wo einmal die Prostata war, Leere, sie hatten die Harnröhre nach innen zur Blase hingezogen, deswegen sah der Engerling kürzer

aus, als er seinen Schwanz in Erinnerung hatte. „Er ist länger als du denkst!“ Männer haben an der Stelle ganz eigene Größenvorstellungen.

Beim Ziehen der Drähte aus der Harnröhre, kannte er den Oberarzt schon beim Namen. Er kam zwischen zwei Operationen mal eben zu ihm an den Gynäkologenstuhl, um diese Kleinigkeit zu erledigen. Er sah das Zittern seiner Hand, den Angstschweiß auf seiner Stirn und hat ihm gleich, ohne große Worte, eine höhere Dröhnung verpasst, die ihm über diese letzte Hürde hinweg half.

Am nächsten Tag ging es dann in einem bequemen Mercedes Siebensitzer ab in die Rehaklinik zur ABH, Anschlussheilbehandlung. Er war der erste, der abgeholt wurde. Auf der Tour d´Horizon durchs Ruhrgebiet wurden noch drei weitere sieche Personen eingefangen und in ein Reservat für Krebskranke, in Hessens schönsten Garten nach Bad Wildungen, Ortsteil Reinhardshausen gekarrt.

Donnerstag, 25.08.2011

Zwischen der schweren Geburt und den gerade beschriebenen Abschlussbehandlungen lagen Tage relativer Unbeschwertheit, in denen er Lebensfreude zurück gewann, ihn seine Wege bis in den kleinen Krankenhauspark hinaus führten. Eigentlich wollte er in der kleinen Kapelle eine Kerze anstecken, dafür sollten aber 50 Cent in den daneben stehenden Opferstock gesteckt werden, die hatte er nicht. Die Kapelle wurde von einer Videokamera überwacht, da hat er nur still für sich gebetet. Diese vergleichsweise schönen Tage begannen mit seinem Umzug vom Mittelbett ans Fenster. Es hatte jetzt die Poolposition, die vorteilhafteste Lage, Herr über das Fenster, freier Blick nach draußen, direkt frische Luft und nur einen Schritt zu seinem Leseplatz am Tisch, der einzige Stuhl mit Armlehnen, auf den er seinen roten Rettungsring dekorativ liegen ließ, um seinen Besitzanspruch zu dokumentieren, natürlich bot er diesen Platz auch den anderen an, der Form halber, meist saß er ja selbst da. Dieser Machtfülle vergleichbar war nur der Herrscher über den Fernseher, der hing gegenüber seinem ehemaligen Mittelbett an der Wand, war jetzt eher außerhalb seines Blickwinkels, was er als sehr angenehm empfand, als dieser Apparat später, beim der nächsten Neubelegung, in Betrieb ging.

Der, der am Mittwoch entlassen worden war, sein Bett für ihn räumte, hatte fest versprochen am Freitag noch einmal bei ihm vorbei zu schauen. Es war ihm herzlich egal, aber er hatte natürlich so getan, als würde er sich auf nichts mehr freuen. Sie waren miteinander ins Gespräch gekommen. Über all die Jahre hinweg hatte er sich erzogen allen Menschen, da mussten sie ihm schon sehr dumm kommen, damit es einmal anders war, in einer Art und Weise zu begegnen, dass sie zu ihm schnell Vertrauen fasten, gerne das Gespräch mit ihm suchten. Er hatte sich diese Strategie angeeignet, weil er sich in jungen Jahren oft mit dem Vorwurf, er sei arrogant konfrontiert sah. Hinter dieser Arroganz steckte tatsächlich intellektueller Hochmut und Dünkel, der andere zu Recht vor den Kopf stieß. Es hatte ihm einige Jahre und schmerzhaft Erfahrungen gekostet zu lernen, dass es besser ist, diesen Eindruck gar nicht erst entstehen zu lassen. Er kam dann wesentlich schneller, unbeschädigt ans Ziel und lernte von anderen, unnötige Fehler zu vermeiden. Bald war diese Taktik purer Eigennutz, er war teamfähig geworden und eignete sich zum Mannschaftskapitän. Seine Bücher waren ihm dabei ein guter Schutz, immer wenn er sich Gesprächen entziehen, als Gesprächspartner nicht zur Verfügung stehen wollte, steckte er seine Nase zwischen die Buchdeckel, ignorierte geflissentlich alle Annäherungsversuche.